15. Jahrgang.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Herausgegeben und redigiert
von
A. Mayer-Wyde.

28. Band, 1. Heft.

1901. 1901.

Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler,
Wien und Leipzig.

Inhalt.

Michael Munkácsy.

(1844 bis 1900.)

Von **Prof. Dr. Josef Prém.**

Budapest.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Emil Kumlik.

Es gibt wohl kaum einen Künstler der Jetztzeit, der eine so wechselvolle, an Gegensätzen so reiche und derart ruhmbekränzte Laufbahn durchmessen hätte wie Michael Munkácsy, den am 1. Mai des vorigen Jahres sein Vaterland Ungarn und mit diesem zugleich die ganze civilisierte Welt verloren hat.

Denn war er auch auf ungarischem Boden zur Welt gekommen, blieb er auch in seinem Fühlen und Denken Zeit seines Lebens ein echter Ungar, so war dem wundersamen Schöpfergeiste des großen Meisters sein Heimatland doch vielzu enge, und er ließ von dem Glanze seines Genies nicht nur Westeuropa, sondern selbst den Amerikanern ein gut Theil zufließen.

Unter seinen zahlreichen Werken findet sich etwa ein halbes Hundert hervorragender Schöpfungen; aus der Reihe derselben ragen wieder jene acht oder zehn Meisterstücke hervor, die wie für seine eigene Entwicklungsgeschichte, so für die Geschichte der Malerei des abgelaufenen Jahrhunderts überhaupt zu epochemachender Bedeutung gelangt sind.

Seine Werke sind nach allen Weltgegenden gewandert, gleichwie das Talent des Meisters an verschiedenen Orten erst allmählich er-

starkt ist. Die Entfaltung seines Genies weist von den armseligen ungarischen Provinzstädten bis zur strahlenden Metropole Frankreichs gar viele Haltpunkte auf, an denen es zu immer imposanterer Reife gedieh.

Wie der Lebenslauf eines jeden Mannes, der viele Kämpfe und Entbehrungen durchzumachen hatte, wird auch der Werdegang Munkácsys von den Biographen mit besonderer Vorliebe so bunt wie möglich ausgeschmückt. Es entstand um seine Person noch zu Lebzeiten ein förmlicher Legendenkreis, und namentlich die Franzosen wurden nicht müde, ihm mit naiver Passion allerhand romantische und exotische Züge anzudichten. Sein Leben ist ohne Zweifel so interessant wie ein spannender Roman, und zwar muss ich hierbei an ein recht realistisches, ja naturalistisches Werk dieser Gattung denken, sobald ich mir sei es jene Zeit vergegenwärtige, da unser Maler ein armer Tischlergehilfe war, sei es die Periode, in welcher er sich zur Höhe eines gefeierten Künstlers erhob, der an Honorar Millionen einheimste, in dessen Atelier gekrönte Häupter verkehrten und die deutsche Kaiserin-Witwe zu Besuch weilte... Weiß Gott, ob er sich inmitten der anfänglichen Drangsale nicht glücklicher fühlte als später während der nervenzerrüttenden Arbeit, die er rastlos fortzusetzen gezwungen war, damit sich sein Ruhm immer glänzender gestalte, bis er schließlich zusammenbrach und sich ihm nur mehr das Sanatorium in Endenich und das Ehrengrab zu Budapest als Ruhestätte boten.

Munkácsy selbst hat sich zweimal mit der Niederschrift seines Lebenslaufes beschäftigt. Die Geschichte seiner Kinderjahre schildert er unter dem Titel „Rückerinnerungen" mit ungesuchter Einfachheit. Leider brechen die Memoiren gerade dort ab, wo sie am interessantesten zu werden beginnen, beim Erfolg seiner ersten Zeichen- und Malversuche. Es existiert aber von ihm auch eine kurze Selbstbiographie, die bisher noch nirgends abgedruckt wurde, und deren vollen Wortlaut ich wegen ihrer schlichten Komik meinen Lesern nicht vorenthalten will. Was Munkácsy zur Abfassung des in seiner Art wohl einzig dastehenden Werkchens veranlasste? Zur Zeit, als Czar Alexander II. dem Dynamitattentate zum Opfer gefallen war und der neue Herrscher aller Reußen den berühmten Petersburger Hofmaler Michael Zichy zur Fortsetzung seiner Thätigkeit noch nicht neuerdings in den Kreml berufen hatte, stand dieser ungarische Künstler dem Pariser Ungarnvereine als Präsident vor. Eines Tages überraschten die Vereinsmitglieder ihren Obmann mit einem prächtigen Album. Es bestand aus

den Bildnissen und kurzen Lebensbeschreibungen aller Mitglieder. Munkácsy verewigte sich durch eine seiner bekannten Porträtcaricaturen und schrieb dazu folgendes curriculum vitae:

„Michael Munkácsy, geboren 1844 in Munkács. Nach siebenjähriger Thätigkeit als Tischlergehilfe — Maler geworden. Als solcher wirkte ich in Pest, Wien, München, Düsseldorf, wo ich 1871 mit meinem Freunde Michael Zichy bekannt wurde. Bedauere, dass dies nicht früher geschah. 1872 kam ich nach Paris. Hier begrub ich mich 1874 in die Tugenden des Ehelebens. Seit der Gründung des Ungarnvereines bin ich ein unbrauchbares Mitglied desselben und nehme mir tagtäglich vor, mich in dieser Hinsicht zu bessern. — Paris, 14. October 1877."

Dieser autobiographischen Skizze wünsche ich nicht viel beizufügen. Vorläufig erwähne ich bloß, dass die Frau, mit der Munkácsy den von ihm erwähnten Ehebund eingieng, Baronin-Witwe De Marches, geborene Cäcilie Papier heißt. Als Munkácsy sie kennen lernte, war er schon ein ziemlich berühmter Mann, was ihn aber nicht hinderte, an seinem eigenen Talente zu verzweifeln. Da war es ebendiese feinfühlige Frau, welche dem Künstler neues Selbstvertrauen, neue Lebenslust einflößte. Als Gattin ward sie sein guter Geist und machte es durch ihre hingebungsvolle, aufopfernde Liebe möglich, dass Munkácsy, immer höher steigend, seinen Weltruf begründete.

Indes nicht seinen Daseinslauf, sondern die Entwicklung seiner Künstlerschaft, die kühnen und hochinteressanten Wandlungen seiner Persönlichkeit will ich im Rahmen gegenwärtiger Studie schildern.

An dem Werdegange Munkácsys lassen sich drei Perioden unterscheiden. Es ist klar nachweisbar, dass bei der Wahl seiner Sujets, beim Wiedergeben seiner Stimmung, beim Ausdrucke des geistigen Inhaltes und der Weltanschauung des Künstlers allemal die jeweiligen Lebensverhältnisse desselben eine wichtige Rolle spielten und die betreffenden Bilder somit ausnahmslos seine Individualität, die schon vom Beginne an Kraft und Entschiedenheit zeigte, in prägnanter Weise widerspiegeln.

Sein erster Lehrer, der Porträtist Elek Szamosy, weihte Munkácsy vor allem in die Geheimnisse der Bildnismalerei ein. Die beiden waren in Békés-Gyula miteinander bekannt geworden, und Munkácsy bewahrte dem wackeren Manne Zeit seines Lebens ein dankbares Andenken. Nach einer staatlichen Reihe primitiver Porträts, zumeist Verewigungen von Bürgern der Stadt Csaba, malte Mun-

kácsy kleinere Genrebilder. Mit starkem lyrischen Empfinden warf er die erlauschten Scenen des Volkslebens auf die Leinwand, alles das glich jedoch nur einem Herumtappen ohne festes Ziel. Von guter Wirkung war der Einfluss des berühmten Landschafters Anton Ligeti in Budapest, dem er auch sein erstes Stipendium zu verdanken hatte. Damit gieng er nach Wien. Er wollte unter die Schüler Rahls aufgenommen werden, aber dieser Meister war gerade zu jener Zeit erkrankt, und so gelangte Munkácsy ohne eigentliche Lust, ja gegen seinen Willen unter die Leitung Führichs. Ein so übersprudelndes Talent wie unser Ex-Tischlergeselle konnte selbstverständlich nicht an der Seite eines schablonbefangenen Kirchenmalers verbleiben. Darum eilte der lernbegierige Jüngling schließlich voll großer Pläne nach München, wo sich ihm eine neue Welt eröffnete. Franz Adam, der bestbekannte Kriegsmaler, wies ihm hier den rechten Weg, und Munkácsy verlegte sich alsbald mit verdoppeltem Eifer auf das magyarische Genre. Den ungarischen Bauer hatte niemand vorher gleich wahrheitsgetreu, gleich markant mit dem Pinsel geschildert. Munkácsy war nicht vergebens so lange Zeit unter diesen einfachen Leuten zuhause gewesen; er wusste ihnen die intimsten Charakterzüge abzugewinnen. Hierbei war ihm auch der Humor nicht fremd. So stellt sein Bild „Ostern" in belustigender Weise den Brauch des Begießens am Dorfbrunnen dar. Die sich wehrenden Mädchen und jungen Frauen sind voll lebendiger Frische. Ebenso unmittelbar wirkt als Composition das Gemälde „Liebeswerben". Interessant ist das mehr landschaftsmäßige Bild „Sturm", welches gleichfalls aus Munkácsys Jugendzeit herstammt. Ein zigeunerisches Zeltlager bildet die Staffage. Auf der Niederlassung ist ein Brand ausgebrochen, und die braunen Gesellen suchen desselben Herr zu werden. Der Sturm, welcher die Flammen und den Rauch hoch emporschlagen macht, ist überraschend natürlich wiedergegeben. Die sich thürmenden Wolken und der in Finsternis verschwimmende Horizont bieten eine echt ungarische Alföld-Stimmung.

All jenen Bildern merkt man es jedoch an, dass sie Munkácsy weniger nach realen Modellen als unter der Nachwirkung alter, wenn auch starker Impressionen gemalt hat. Größerer Lebenstreue befleißt er sich erst in Düsseldorf, wohin er 1868 gieng. Hier übte vor allen Ludwig Knaus beträchtlichen Einfluss auf ihn aus. Das Motto dieses deutschen Meisters: „Keinen Strich anders als nach der Natur!" ließ sich fortan auch Munkácsy zur Richtschnur dienen. In Düsseldorf geschah das schier unerklärliche Wunder: der bescheidene, bisher

fast unbekannte ungarische Maler wurde mit einemmal eine Weltberühmtheit. Sein erstes, unter dem Einflusse Knaus' und Vautiers gemaltes Bild „Die Braut" erregte allerdings nur mäßiges Gefallen. In der einfachen Bauernstube, deren Beleuchtung eine vom Deckenbalken herabhangende Kerze besorgt, wird das junge Mädchen zur Hochzeit geschmückt, während sie die übrigen Familienangehörigen mit stolzer Freude bewundern. Frauen, Kinder und ein Mann, insgesammt acht Gestalten, sind innerhalb der engen vier Mauern gruppiert. Das Ganze ein liebliches Idyll; nur im Ton dunkler gehalten, als es der heitere Vorwurf verträgt. Das Zimmer leidet an Luft- und Lichtmangel, die Leute treten nicht plastisch hervor. Umso bedeutenderen Erfolg hatte das nächste Genrebild „Am Morgen", das einen gähnenden Schusterjungen darstellt. Der in Hemd und Hose dastehende Junge streckt sich nach Herzenslust und sperrt den Mund so wahrheitsgetreu auf, dass man beim Ansehen schier Lust bekommt, mit ihm zu gähnen. Die Pose ist ebenso natürlich wie humorvoll. Hier zeigt sich schon die Wirkung von Meister Knaus. Die Individualisierung ist Munkácsy dabei ganz besonders gelungen. Das Bild gefiel in Düsseldorf allgemein, und sein Schöpfer ward dadurch bewogen, sich fortan an die Lösung größerer Aufgaben zu wagen.

Mit deren glänzender Lösung beginnt die zweite Phase in der Entwicklung Munkácsys. Das für ihn epochemachende Werk betitelt sich „Der letzte Tag eines Verurtheilten".

Alles, was bisher in dem Künstler geschlummert, was er selbst nur dunkel geahnt hatte, scheint jetzt mit elementarer Gewalt aus ihm hervorgebrochen zu sein, indem er sich aus seinen ersten Jugenderinnerungen eine Scene von erschütternder Wirkung vor die Seele rief. Zur Zeit von Munkácsys Kinderjahren stand in Ungarn das seither glücklich ausgestorbene Betyárenwesen in voller Blüte. Es kam damals häufig vor, dass man den zum Tode durch den Strang Verurtheilten während der letzten Stunden sozusagen öffentlich zur Schau stellte. In Ketten gelegt, von einem Soldaten bewacht, blieb die Beute des Henkers einen ganzen Tag in einem eigenen Raum des Gefangenenhauses den Blicken des Publicums preisgegeben, und das Volk konnte daran seiner gruseligen Schaulust fröhnen. Eine solche Scene wollte Munkácsy verewigen. Und zwar sollte nicht bloß eine Betyárengestalt, sondern eine ganze Tragödie daraus werden. Da er sich in den Gegenstand vertiefte und die Rolle der einzelnen Mitwirkenden durchdachte, vollzog sich in der Seele des Künstlers eine fruchtbare Gährung, die sein

Talent zusehends wachsen machte. Dieser Umschwung kam eigentlich so plötzlich, dass der Künstler selbst darüber erstaunen musste. Es war eine wahrhaft feierliche Stunde, eine seltene Stunde der echten Inspiration, als er endlich den ersten Carton zeichnete. Mit Kohle warf er die flüchtige Skizze der Composition aufs Papier. Der kühne Gedanke und die bei aller Knappheit vielversprechende Form der Ausführung überraschten zwar den Meister Knaus, er redete aber nichtsdestoweniger Munkácsy von der Herstellung des Bildes ab. Sie erschien ihm als eine Selbstüberhebung, die gar zu leicht mit Misserfolg endigen konnte, und davor wollte er den jungen Künstler bewahren. Die unvergesslichen Gestalten jener selbsterlebten tragischen Scene nahmen aber vor dem geistigen Auge Munkácsys immer greifbarere Körperlichkeit an und ließen ihn nicht wieder zur Ruhe kommen. Die einzelnen Figuren malte er nach sorgfältigen Studien, wogegen das Ganze erst nach längeren Probeversuchen den richtigen dramatischen Schwung erhielt.

Dramatisch! So nennt sich das neue Element, das in den Werken der zweiten Schaffensperiode Munkácsys stets mehr Terrain gewinnt; und gleichzeitig damit schreitet die Individualisierung vor, die sich bei ihm zur echten Seelenmalerei erhebt.

Zu jener Zeit war ein so kräftig wirkendes Sujet, so gesunder Realismus, so packende Lebenswahrheit etwas ganz Ungewohntes. Das Bild war noch nicht vollendet, und schon veranstalteten die Düsseldorfer Collegen förmliche Wallfahrten zu dem ungarischen Künstler. Was sie dort sahen, war ihnen neu — neu und unverfälscht magyarisch. Dieser kahle, düstere Kerkerraum, der durchs vergitterte Fenster sein Licht erhält, und auf dem Tische zu beiden Seiten des Crucifixes je eine brennende Kerze — diese gespensterfahle Beleuchtung allein gibt eine Stimmung, die den Beschauer sofort gefangen nimmt... Mitten darin sitzt der zum Tode Verurtheilte. Gesenkten Hauptes starrt er zur Erde, wohin er voll grimmigen Trotzes die Bibel geschleudert hat; er vermochte darin keinen Trost zu finden. Nicht einmal nach seinem Kinde mag er schauen, das ihn mit naiver Ahnungslosigkeit anstaunt. Sein Weib lehnt sich verzweifelt mit dem Gesichte gegen die Mauer und schluchzt. Ein Trauerspiel, klar, einfach und erschütternd! Und die echt tragische Stimmung prägt sich auch auf dem Antlitze der gaffenden Zuseher aus. Der bewaffnete Soldat blickt finster vor sich hin. Ein Bursche in Bauerntracht, dessen Züge jenen des Verurtheilten gleichen, so dass er sein Bruder sein könnte, verräth in seinen Mienen

etwas wie Gewissensbisse. Ein herausfordernd strammer Schmiedgeselle hat angesichts des Todescandidaten das Pfeifenrauchen unterbrochen; das korbtragende Mädchen, der Knabe im Vordergrunde, die Frau mit dem Säugling und die übrigen Figuren — sie nehmen sämmtlich an der dramatischen Action des Ganzen theil. Der große und unvergängliche Wert der Composition liegt eben darin, dass die einzelnen Gestalten in vollständiger Harmonie auf das Gesammtmilieu gestimmt sind. Soviel Innigkeit, soviel seelenmalerische Feinheit ist nur in den Werken der alten Meister zu finden.

Der Triumph Munkácsys war unbestritten, Knaus selbst war davon entzückt. Und als der 26jährige ungarische Künstler im Jahre 1870 das Bild im Pariser „Salon" ausstellte, wurde er als neuer Stern erster Größe begrüßt und erhielt die goldene Medaille zuerkannt. Das Gemälde wurde noch in Düsseldorf von einem Capitalisten aus Philadelphia namens Wilstank für 2000 Thaler angekauft, allein schon in Paris bot man dem jungen Meister 60.000 Francs dafür. Später malte Munkácsy das Bild aus dem Gedächtnisse zum zweitenmal, und diese freie Copie gelang stellenweise besser als das Original.

Inzwischen brach der deutsch-französische Krieg aus. Munkácsy hielt sich während jener Zeit theils in Budapest, theils in Colpach auf. Hier trug er sich mit Selbstmordgedanken, da er fürchtete, den so rasch erworbenen Ruhm nicht behaupten zu können. Der Herr und die Frau des Colpacher Schlosses jedoch, das Ehepaar De-Marches, vermochten den mit sich selbst zerfallenen Künstler wieder aufzuheitern. 1872 zog er endgiltig nach Paris und setzte mit erneuerter Kraft den Weg zur Unsterblichkeit fort.

Eine Zeitlang nahmen seine Bilder das Leben, die Gebräuche und charakteristischen Eigenschaften der unteren Volksclassen zum Vorwurf. Und immer malte er lieber die düsteren als die sonnigen Seiten des Daseins, gleichwie er stets mehr Neigung für die dunklen als für die hellen Farben hegte. Munkácsy ist der große Farbendarsteller des menschlichen Jammers. Dieser ist sein ureigenes Element, diesen kennt er bis ins Innerste, denn er hatte ihn selbst durchkostet und konnte ihn daher von Grund auf studieren. Jede seiner Gestalten erscheint uns als ein guter Bekannter des Meisters, und indem er uns deren Schicksale schildert, erregt er für sie unser mitfühlendes Interesse. Der niederdrückenden Erinnerungen seines Kindes- und Jugendalters vermag er sich erst nach Jahren allmählich zu entschlagen. Eine solche Erinnerung führt er uns auch in den „Charpiezupferinnen" vor Augen.

Es ist gleichfalls eines seiner wirkungsvollsten Werke. Ein verwundeter Krieger erzählt seine Erlebnisse, während die Weiber und Kinder die weißen Leinwandstreifen zerzupfen und der Eindruck, den die Kriegsgeschichten auf sie machen, in jedem Antlitze sich widerspiegelt.

Ein wahrhaftes Schmerzidyll ist das Bild „Vor der Schule"; die arme Witwe, wie sie den drei Kindern das Brot vorschneidet, erweckt tiefes Mitleid. Abermals einen effectreichen dramatischen Stoff bringt das Gemälde „Eingefangene Strolche". Und welch bitterer Humor blitzt in den Gestalten der schadenfrohen, hochmüthigen verfetteten Marktweiber auf. Der mitsammt den Vagabunden nach dem Richteramte escortierte Schlossergeselle, desgleichen das auf den Markt gehende jugendfrische Mädchen — offenbar die Geliebte jenes Burschen — sind prächtige Figuren. Das unverhoffte Zusammentreffen wirkt außerordentlich fesselnd. Und wie eindringlich sind die Farben auf diesem neueren Bilde!

Mit seinem Gemälde „Im Leihhause" verläßt der Künstler zum erstenmale den vaterländischen Boden und wendet sich französischen Sujets zu. Schon im nächsten Werke, „Der Dorfheld," aber kehrt er zu seinen guten alten Jugendbekanntschaften zurück. Der Circusringkämpfer, der zum Wettringen sich anschickende ungarische Bursche und das neugierige Jahrmarktvolk bilden eine überaus ergötzliche Genregruppe.

„Im Atelier" heißt das Bild, mit welchem der Meister die bisherige düstere Richtung endgiltig verließ. Er hatte seit längerem inmitten des Pariser Luxus geweilt und versuchte nun all den Glanz seiner Umgebung zu verewigen. In erster Linie porträtierte er seine Frau und sich selbst, wie beide im Atelier vor einem Gemälde sich berathen. Und von jetzt an schuf er eine ganze Reihe von Salonbildern, heitere, gleißende, beinahe blendend colorierte Scenen, worunter nur der „Besuch bei den Wöchnerinnen" und die „Zwei Familien" besonders erwähnt seien. „Die Recruten" stellen den einzigen Rückschlag ins Genre des ungarischen Volkslebens dar. Wir gewahren einen Trupp trauervoll zechender junger Leute um den Wirtstisch, unter ihnen ein Liebespaar. Jede Gestalt auf dem prächtig gelungenen Bilde scheint leibhaftig zu athmen.

Diese schlichteren Compositionen dienten Munkácsy nur dazu, um inzwischen zu einer größeren Schöpfung Kräfte zu sammeln. Er gieng zum historischen Genre über. Und damit beginnt die dritte Periode seiner Entwicklung.

Der Anfang war noch kein echtes Historienbild, es bezeichnet jedoch schon die geschichtliche Richtung, der sich der Meister von jetzt an zuwandte. Die menschliche Seele, das innerste Leben wollte er neuerdings schildern, aber aus höheren, vornehmeren Gesichtspunkten. So gelangte er zu dem Vorwurfe seines „Milton“. Es ist die Verewigung der Scene, wie der blinde Dichter seinen Töchtern das „Verlorene Paradies“ dictiert. Länger als ein Jahr arbeitete er an dem tief durchgeistigten Werke, und auf der Pariser Weltausstellung erregte es allgemeine Bewunderung.

Es war ein neuer großer Triumph des Künstlers. Wieder ein Bild, das einen außerordentlichen Fortschritt auf seiner Laufbahn bezeichnet. Die Scene ist von Glanz und Licht durchweht, sie strahlt förmlich geistige Helle aus. Und wie treffend schildert Munkácsy das Zeitalter des greisen Poeten und seiner drei Töchter! Erstaunlich ist auch hier wieder die vollendete Harmonie der dictierenden Hauptgestalt und der übrigen Personen des Gemäldes. Der erblindete Dichter sagt dem einen Mädchen die Worte vor, die beiden anderen hören mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Lautlose Stille herrscht in der Stube; die Gruppe der Familienglieder verbreitet eine herzergreifende Feierlichkeit. Und welch berauschende, augenerquickende Farbensymphonie, wohin man blicken mag! Die Stimmung ist packend, die Charakteristik, besonders jene Miltons, von bewundernswerter Tiefe. Munkácsy brachte zustande, einen erblindeten Mann zu malen, auf dessen Antlitz sich eine überirdische Vision ausdrückt. Und gleichwie niemand an Wilhelm Tell zu denken vermag, ohne dass ihm Schiller einfiele, so bleibt auch Miltons Name immerdar mit jenem Munkácsys verbunden.

Das Streben des Meisters gieng aber noch höher. Er wählte sich jenen Moment der Weltgeschichte, der den erhabensten Kampf der Geister und Gemüther umschließt. Das ist „Christus vor Pilatus“. Und wer zur darstellenden Macht Munkácsys Vertrauen hatte, sah mit Freuden, dass er diese Riesenaufgabe mit geradezu classischem Erfolge zu lösen verstanden hatte.

Der seltene Zusammenhang der groß angelegten Composition nimmt den Beschauer auf den ersten Blick gefangen. Ich erinnere mich keines Historiengemäldes, das eine solche Kühnheit der Gruppierung aufzuweisen hätte, ohne auch nur im entferntesten theatralisch zu wirken. Bei der vollendet durchdachten Anordnung selbst der kleinsten Details ist daran alles reinste Natürlichkeit, bis zur Täuschung gediehene Lebenstreue; aus jeder Bewegung, jedem Blick dieser vielen Gestalten

einer erregten Menge scheint die reale Wirklichkeit zu uns zu sprechen. Sogar der architektonische Hintergrund, die Wände der ornamentierten Halle sind auf Wahrheit und Thatsächlichkeit gestimmt.

Alles das erreichte der Meister durch die einfachsten Mittel. Das Bewundernswürdige an diesem Bilde und den übrigen Gemälden Munkácsys ist ja eben, dass deren ernste Farben dem Beschauer keineswegs zu schmeicheln suchen — nicht so wie die gefällig herausgeputzten Werke der berühmten „Coloristen", die in erster Reihe bestechen wollen. Munkácsy meidet sorgfältig jegliches „Schreiende" und erzielt dennoch den kräftigsten Effect. Oftmals wirkt er geradezu packend. Er weiß unseren Farbensinn derart zu fesseln, als ob auch er auf die coloristischen Äußerlichkeiten das Hauptgewicht legen würde. Diese Illusion ruft er durch nichts anderes als durch die außerordentliche Natürlichkeit der Farbengebung hervor. Munkácsy sieht das Leben nicht im verschönernden Lichte, sondern in seiner realistischen Wirklichkeit, und indem er das Leben auf die Leinwand zaubert, ist er insbesondere bestrebt, nichts hinwegzulassen, was inhaltlich bedeutsam, und alles zu vermeiden, was bloß zufällig oder bar jeder Charakteristik ist.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich der Reihe nach aufzählen, wie viele schwere Aufgaben der Künstler in dieser Composition bewältigt, wie viele technische Hindernisse er mit spielender Leichtigkeit überwunden hat. Beim ersten Überblicken empfängt man den Eindruck, dass just diese Gruppierung der Gestalten die denkbar richtigste und zweckentsprechendste ist. Die ganze grandiose Scene sagt uns sofort, dass ihrem Schöpfer die Begegnung Christi mit Pilatus vom ersten Momente an so und nicht anders vorgeschwebt haben musste. Kein einziges Detail verräth irgendein Zaudern, ja gerade die außerordentliche Sicherheit ist es, was unser Staunen erregt.

Und dennoch, je länger wir die Gruppen ins Auge fassen, desto mehr zeigt es sich, dass fast jeder einzelne Bestandtheil die Lösung irgendeines mühe- und sorgenvollen Problems bedeutet. Eine derartige Anordnung der Figuren, dass selbe in ein inniges Verhältnis zueinander treten und trotzdem voneinander getrennt erscheinen, bekundet eine Bravour des Zeichnens, wie wir sie größer sogar bei den alten Meistern vergebens suchen würden. Das Bild ist geradezu eine Schule für präcises und dabei saftstrotzendes Modellieren der Formen; eine ganze Reihe virtuoser perspectivischer Verkürzungen, besonders an der Menschenmenge im Hintergrunde, überrascht den Beschauer, und die Fleischfarben sind selbst an den dunkel gehaltenen

Theilen so kraftvoll gegeben, dass sie auch ihrerseits zur Hebung der Plastik beitragen.

Zeichnung und Farbe ergänzen sich nunmehr bei Munkácsy in schönster Übereinstimmung. Er malt nicht nur mit dem Pinsel, sondern er zeichnet auch. Die Farbe, von der Palette auf die Leinwand gebracht, wird ihm bei der ersten Berührung sozusagen lebendig und gestaltet sich zu einem Element des künstlerischen Ausdruckes. Daher kommt es, dass, obwohl Munkácsy gewöhnlich nicht unter den Coloristen erwähnt wird, seine aus diesem zweiten Zeitabschnitte stammenden Bilder hinsichtlich ihrer Farbenwirkung dennoch ebenso beurtheilt werden können wie etwa die Werke Makarts, deren vornehmster Zauber bekanntlich in der Coloristik liegt.

Freilich besteht zwischen den beiden Meistern ein wesentlicher Unterschied. Bei Munkácsy ist der Farbeneffect nicht Selbstzweck, sondern er unterordnet sich dem Ganzen. Dass er den Erlöser ganz in Weiß erscheinen läſst, ist das Ergebnis langen Überlegens. Christus beherrscht das Mittelstück des Gemäldes. Eine hohe, schlanke Gestalt. Seine Hände sind vorne gefesselt, den Kopf emporgerichtet, steht er vollkommen ruhig da. Wie beredt, wie imponierend mächtig wirkt diese Ruhe! Sie sagt mehr als das Toben der rundherum sich drängenden Menschenmenge, unter welcher jedes Individuum auf andere Weise den fanatischen Ingrimm, den Hass und die Schadenfreude ausspricht; alle schreien, klagen an, fordern den Tod des Unschuldigen und sind in ihrer maßlosen Wuth so lebensvoll, dass jede einzelne Figur als Träger irgendeiner Leidenschaft auftritt.

Jeder Freie im Vorder- und im Hintergrunde fühlt, dass er in dieser entscheidungsvollen Stunde dem gefesselten Angeklagten gegenüber im Vortheile ist, und beeilt sich, seinem Empfinden lärmenden Ausdruck zu geben. Doch alle zusammen wirken nicht so großartig wie der regungslos dastehende Christus. Seine weiße Gestalt hebt sich hoch aus der buntscheckigen Masse der ergrimmten Feinde hervor, und nicht die Ankläger, nicht die Richter und nicht der zaudernde Statthalter, sondern Christus allein verkörpert hier die Wahrheit. Er allein ist inmitten dieser Menschenherde unschuldig, er, den sie anklagen und schon verurtheilt haben.

Dieser grelle Contrast bildete die Riesenaufgabe Munkácsys. Ein größeres Problem vermag sich ein Künstler kaum zu stellen. Und mit welch einfachen Mitteln hat der Meister hier abermals sein Ziel erreicht! Das Gesicht Christi ist nicht das Antlitz des Gottes-

sohnes, sondern das des edlen, durchgeistigten Menschen. Aus seinem Blicke, von seiner Stirne leuchtet die reinste Vernunft, der idealste Gedanke, und um seine Lippen scheint beinahe ein überlegenes Lächeln zu spielen, als ob er den gewaltthätigen, tollen Pöbel mit den vornehmen Richtern zugleich bemitleiden wollte.

Die Kritiker haben sich mit dem blonden, blassen Profilkopf des Munkácsy'schen Christus viel beschäftigt, mehr als der Künstler selbst. Und er hat ihn oft genug neu gemalt, bis er damit zufrieden war. Später, als er das Bild schon ganz fertig hatte, änderte er den Christuskopf noch einmal, denn man bezeichnete ihn vielfach als allzu „menschlich". Nun, heute ist dieser Kopf noch immer recht menschlich — was anders könnte in der bildlichen Darstellung besser die hehre Intelligenz der Züge, den strahlenden Geist des Blickes zur Versinnlichung bringen, Züge und ein Blick, wie sie mit solcher Lebenswahrheit und soviel individueller Bestimmtheit an keinem kirchenmalerischen Heilandstypus zu finden sind? An Stelle des Heiligenscheines setzte Munkácsy die innere Durchgeistigung und die Kraft der Charakteristik. Er entsprach dadurch den Anforderungen der Jetztzeit. Man vergleiche damit die naiv-äußerliche Religiosität eines Fiesole. Wohl malt Bouguereau seine Marien- und Christusköpfe auch heute mit der altangestammten Gloriole, es fragt sich aber, ob das Meisterwerk unseres ungarischen Künstlers ohne dieses Appendix nicht ebenso weihevoll zu wirken vermag.

Außer der Hauptgestalt treten rechts Pilatus, links ein heulender Bursche am auffallendsten aus der Leinwand hervor. Auch sie sind weiß gekleidet und tragen so zur Harmonie des Ganzen bei. Der römische Statthalter sitzt auf einer Art Thron, zu dem vier Stufen emporführen. Ein echter Römerkopf mit kurzgeschorenem Haar. Die Gesichtszüge sind ein bischen aufgedunsen und verrathen weniger Intelligenz als rohe Gewalt. Der historische Pilatus mag feiner, vornehmer gewesen sein; heute beurtheilen wir ihn nur nach seiner That, und indem wir uns seine Person vergegenwärtigen, üben wir an ihr unbewusst Kritik. Aus seinem Blicke liest man, dass er Christus vielleicht für unschuldig hält, dabei überlegt er jedoch und scheint an den Fingern abzählen zu wollen, wo da die Gerechtigkeit zu finden sei. Verkörpert Christus die Menschheit und deren höchste Rechte, so thront hinwieder Pontius im Namen des Staates dort droben, um dessen Gesetzen zur Geltung zu verhelfen.

Und von jedem Gesichte spiegelt sich nur die eine Möglichkeit, dass das Urtheil „Schuldig" und „Kreuzigung" lauten werde. Die an der Treppe sitzenden zwei bärtigen, knochigen Juden, der ihnen gegenüber kauernde, in eifrigem Erklären begriffene alte Mann, der mit ausgebreiteten Armen und geöffneten Lippen dastehende öffentliche Ankläger, der schwerfällige Pharisäer voll schadenfroher Behaglichkeit, der neugierig vorgebeugte Mohrenknabe, die lärmende Menge im Hintergrunde und der lebhaft gesticulierende, aus Leibeskräften in den Raum hineinbrüllende, wilde Gassenjunge — all diese vielen Anwesenden fordern in unbedingtester Übereinstimmung, mit frappierender Bestimmtheit stürmisch den furchtbaren Richterspruch: „Crucifige!"

Und alle diese vielen Personen haben das gleiche Recht, den Angeklagten mit dem Tode bestrafen zu lassen, und diese Gleichberechtigung hat ihnen der Meister auch vom künstlerischen Standpunkte zuertheilt. Jedes Gesicht ist ein fertiger Studienkopf, so tief durchdacht, mit einer solchen Treue und Wahrheit der Charakteristik gemacht, dass die einzelnen Figuren zu Individuen werden, deren Gedanken, Empfindungen und ganzen Lebenslauf wir zu kennen, vor uns zu sehen glauben. Ob jung, ob alt, ob Frau, ob Kind: aus jedem spricht zum Beschauer irgendein intellectueller Inhalt; wir nehmen sie nicht bloß mit unserem Auge, sondern eigentlich mit der Seele wahr, denn sie beschäftigen nebst unseren Sinnen unseren Geist. Das aber ist's gerade, was an diesem Meisterwerke wie an beinahe allen Schöpfungen Munkácsys das ewig Bleibende bildet.

Das Bild hatte von Paris aus eine Rundreise um die Welt angetreten. Vorerst schickte es der Meister nach Budapest und folgte ihm selbst dahin; sodann besuchte er seine Vaterstadt Munkács. Wie ein Monarch wurde er überall gefeiert, und die ganze Nation betheiligte sich an dem Feste. Welch ein Contrast zwischen der ersten Abreise aus dem Vaterlande und dieser Rückkehr, welch riesige Veränderung von 1863 bis 1882 im Leben, in der Kunst Munkácsys! Die Haupt- und Residenzstadt Budapest erwählte ihn zum Ehrenbürger. Bei den zu seiner Ehrung veranstalteten Festlichkeiten erschien auch die Regierung mit dem damaligen Ministerpräsidenten Coloman v. Tisza, und letzterer gab zu Ehren des Meisters ein glänzendes Bankett. Und es geschah, was weder vorher noch später jemals sich ereignete: das Abgeordnetenhaus und die Magnatenkammer feiern auf einem gemeinschaftlichen Feste den berühmten heimischen Künstler Michael Munkácsy. Nur Thorwaldsen ist ähnliche Anerkennung geworden, als er

aus Rom nach Hause kam und der König ihm zu Fuß entgegengieng.

Inmitten dieses Freudenjubels eines ganzen Volkes beschäftigte sich der nimmermüde Schöpfergeist des Meisters schon mit einer neuen Composition, und zwei Jahre darauf war sein zweites großes Historiengemälde der Christustragödie beendet. Es betitelt sich „Golgatha“. Vor dem Bilde wird man immerwährend an Munkácsys früheren Christus erinnert, wie er im weißen Gewande, in der ganzen imponierenden Majestät seiner Unschuld vor Pilatus steht. Die überirdische Größe, der erobernde Zauber des lebendigen Christus zeigen sich dort in vollster Machtwirkung. Und auf dem neuen Bilde? Da hängt dieselbe Gestalt nackt am Kreuze; der vernichtend hoheiterfüllte Blick des Gottmenschen ist im Erlöschen. Die nach dem schrecklichsten Todesurtheile verlangten, können sich jetzt an der Vollziehung des himmelschreienden Richterspruches weiden. Sie haben wirklich gesiegt und mögen sich ihres traurigen Triumphes freuen.

Die Lösung der malerischen Aufgabe war bei dem älteren Sujet immerhin leichter als bei dem jüngeren. Und da drängt sich dem Beschauer unwillkürlich die Frage auf, ob mit der Schwierigkeit des Problems wohl auch die Kraft des Meisters gewachsen sei. Wir vertiefen uns in das neue grandiose Werk und bemerken, dass hier gleichfalls die rechtsseitige Hauptgruppe die ganze Composition beherrscht. Der gekreuzigte Heiland ist die Hauptgestalt. Sterbend blickt er zum Himmel empor, machtlos, mit durchbohrten Händen und Füßen hängt er da — und dennoch ist er der mächtige Mittelpunkt der erhabenen Scene. Das ist der eine Hauptvorzug dieses Theiles der Christustrilogie.

Auf die Christusgruppe verwendete Munkácsy die ganze Intensität seines künstlerischen Könnens. Sein Jesus ist die schönste Actfigur, welche jemals aus Künstlerhand hervorgegangen. Munkácsy erhebt sich da geradezu zur Höhe eines Rubens, Tizian und Rembrandt. Die Modellierung und Colorierung der Glieder ist außerordentlich getreu; man sieht förmlich, wie das Leben daraus entweicht. Und der Kopf so edel, der Blick so verklärt, dass man auf den Christusbildern alter Meister weniges von gleicher Vollendung findet.

Am Kreuze ist Maria halb ohnmächtig in die Knie gesunken. Trauergewänder umhüllen ihren Leib, das Haupt schützt ein weißes Tuch. Die gefalteten Finger ruhen auf den Füßen des glorreichen Sohnes, und sie bedeckt die blutenden Wunden derselben mit ihren Küssen. Links neben ihr kniet Magdalena. Das dichte rothe

Haar aufgelöst, presst sie die Hände vors Gesicht und schluchzt verzweifelt vor sich hin. Martha, die herzueilt, blickt entsetzt zum Kreuze empor; sie scheint ihren Augen nicht trauen zu wollen — der dort oben hängt, kann nicht Christus sein. Zur Rechten steht in dunkelrothem Kleide Johannes. Ein jugendlich-stattlicher Mann. Der Schmerz krampft ihm das Herz zusammen, und in stummer Resignation starrt er sinnend zur Erde. Auf seinem Antlitze aber spiegelt sich alles wieder, was sein Innerstes bewegt. Die fünfte Gestalt der Gruppe ist ein anderer Jünger Jesu; er ist von rückwärts an das Kreuz seines Meisters gesunken und hält es convulsivisch umschlungen.

Hinter dieser ungemein tief empfundenen Gruppe der Trauernden erheben sich die Kreuze der beiden Schächer Dismas und Gestas. Die letzteren zwei Kreuze hat Munkácsy seitwärts postiert. Der eine Schächer ist im Profil zu sehen, der andere blickt dem Beschauer voll entgegen. Auch sie ringen mit dem Tode; der unter ihnen sitzende Soldat harrt des Augenblickes, da er ihnen mit der Lanze den Gnadenstoß versetzen kann. Die beiden Missethäter sind mit wahrer Bravour gezeichnet und coloriert. Die Feinheit der anatomischen Beobachtung erregt Staunen. Und trotzdem lenken diese Figuren keinen Moment die Aufmerksamkeit von der in den Vordergrund gestellten Hauptgestalt Christi ab.

Eine psychologische Studie von hohem Werte ist auch der Henker. Auf der rechten Schulter eine Leiter, in der linken Hand ein Beil tragend, entfernt er sich vollständig gleichgiltig wie einer, der schon unzähligemale auf ähnliche Weise seines gewohnten Amtes gewaltet. Er hat keine Ahnung, wer Christus ist, und ist gar nicht neugierig, es zu erfahren. Das Thierische dieses verzerrten Gesichtes bleibt einem lange im Gedächtnisse. Vor und hinter dem Henker wogt eine Masse gaffender Leute. Ein römischer Legionist vermag sie kaum zu bezwingen und strengt sich an, sie mit wagrecht gehaltener Lanze zurückzudrängen.

Im Vordergrunde zieht die Gestalt eines fanatischen Jünglings das Interesse auf sich. Die Märtyrergröße des Erlösers wirkt dermaßen erschütternd auf ihn, dass er dem neuen Glauben Gefolgschaft angelobt. Im Hintergrunde sieht man einen römischen Reiter, den Christus ebenfalls von seiner Göttlichkeit überzeugt hat. Der Krieger vergisst, dass er ein gewöhnlicher Unterthan des römischen Statthalters ist, und die Hände ausbreitend, ruft er nach dem sterbenden Heiland. Zwei Schriftgelehrte sind im eifrigen Disput be-

griffen über die Frage, ob das Urtheil gerecht war oder nicht. Der jüngere gesticuliert lebhaft und scheint die Todesstrafe zu billigen, während sein älterer Genosse zwar ruhiger ist, aber die soeben begangene Gewaltthat entschieden verdammt.

Eine prächtige Gestalt ist der weißgekleidete Reiter. Es scheint der Oberpriester Kaiphas zu sein. Auf seinem reich geschmückten Rosse dahinreitend, blickt er noch einmal nach rückwärts. Vor ihm läuft ein rothbärtiger Mann in blauem Kleide; man hält ihn vielfach für Judas — derselbe war jedoch bekanntermaßen bei der Kreuzigung nicht zugegen. Die Hände krampfhaft an die Brust gepresst, eilt er als das verkörperte schlechte Gewissen aus der Menge von dannen.

Diese Menge ist auch hier so lebens- und abwechslungsreich, leidenschaftlich und bis zur letzten Gestalt mit individueller Charakteristik wiedergegeben wie auf dem Bilde „Christus vor Pilatus". Ein Theil stimmt der Vollziehung des Urtheiles zu, ein zweiter droht mit den Fäusten, eine dritte Gruppe betrachtet schadenfroh das Opfer; manche blicken voll Mitgefühl zu dem mittleren Kreuze empor, andere sind aufs äußerste betroffen von der schreienden Ungerechtigkeit, die soeben verübt worden ist. Und alle, welche dort stehen oder herumsitzen, stecken voll persönlicher Kennzeichen, sind athmende, denkende Wesen.

Bei der Anordnung der Gruppen und ihres Verhältnisses zueinander hat Munkácsy neuerdings seine schon gewürdigte Virtuosität bekundet. Die Menschenmasse präsentiert sich auch als Ganzes so natürlich, dass sie den Eindruck der vollen Wirklichkeit macht. Und eine solche Naturtreue war wieder nur durch die künstlerische Sorgfalt des Arrangements, durch ein seltenes Maß von malerischer Berechnung und Überlegung zu erreichen.

Und erst die Stimmung, das Milieu des Gemäldes! Tief erschütternd wirkt die bewölkte Landschaft, der dunkle Hintergrund, aus dem bloß die Waffen der römischen Legionisten hervorblitzen, indes sich die Mauern Jerusalems in verschwommenen Contouren davon abheben. Der Himmel ist beinahe verfinstert, die Erde gespalten. Den drohenden Protest der Natur wider den Gottesmord weiß der Meister durch die düstere Luft und die eigenthümliche Beleuchtung mit hinreißender Großartigkeit darzustellen.

Gegen die Beleuchtung hatte die Kritik einiges einzuwenden. Das Bild ist thatsächlich nicht im sogenannten Pleine-Air gemalt. Während die Zusehermenge das Licht von rechts erhält, empfängt Christus selbst von links her die Erhellung. Man erinnere sich aber

nur an die berühmte Rembrandt'sche „Kreuzabnahme", wo alles Licht von dem weißen Leib des Heilands wie aus einem phosphorescierenden Körper auszustrahlen scheint. Und wer vermöchte sich eine ganz natürliche Beleuchtung vorzustellen in jenem Augenblicke, da die aufgebrachte Natur ihre Wunder vollbringt? Jene Erscheinungen, von welchen uns die Bibel eine so packende Schilderung überliefert, hat unter anderem Gabriel Max auf seinem „Golgatha" so vorgeführt, dass wagrechte rothe Streifen den Horizont bunt färben, zu gleicher Zeit sieht man droben am Himmel die Sonne, deren runde Scheibe sich soeben verfinstert.

An kleinlichen Bemängelungen hat es dem Bilde Munkácsys allerdings nicht gefehlt. So lässt sich entdecken, dass der in der rechten Ecke sitzende römische Soldat nur deshalb dort sei, um den leeren Raum auszufüllen, der andere Krieger dagegen in seiner Begeisterung zu komödiantenhaft agiert. Johannes müsste angesichts des Martyriums Christi schwärmerisch verzückt sein, nicht aber sich darob grämen. Das Pferd des Kaiphas ist zu ruhig, und Judas endlich hätte lieber fernbleiben sollen, zumal er wissen konnte, dass hier für ihn außer Gewissensbissen nichts zu holen sei.

Sind jedoch solche und ähnliche Mängel geeignet, den Wert des Meisterwerkes zu verringern? Es ist und bleibt demungeachtet eine wunderbare Symphonie der in Farben und Formen ausgedrückten menschlichen Empfindungen, und es verkörpert schier unerreicht schön den hehrsten Moment der Weltgeschichte. Munkácsy hatte den Zenith seiner Künstlerschaft erklommen. Abermals strömte ein Meer von Ruhmesglanz über ihn aus, und keine der schüchternen Nergeleien, die sich gegen sein Können richteten, vermochte seinen Namen auch nur auf kurze Zeit zu verdunkeln.

Nach mehreren kleineren Bildern, besonders Porträts, begann sich der Meister wieder mit dem Schicksal einer Geistesgröße zu beschäftigen. Diesmal nahm er sich den Finder so vieler süßer Melodien, den feinsinnigen Componisten classischer Opern Mozart zum Helden. Binnen Jahresfrist war das Bild „Die letzten Augenblicke Mozarts" fertig. Es ist der übrigen Schöpfungen Munkácsys vollauf würdig, und wenn es nicht zu ähnlichem Ruhm gelangt ist, so ist daran bloß der Umstand schuld, dass dieses Werk außer Paris nirgends ausgestellt wurde, weil es sein Besteller sofort nach Amerika entführte. Der sterbende Tondichter wünscht noch ein Quartett zu hören; der eine Mitwirkende begleitet es auf dem damals üblichen

Spinett, während die anderen singen. Der zu Tod erschöpfte Mozart folgt mit durchgeistigtem Blicke den Tönen. Sein inneres Ohr scheint bereits den Klängen der himmlischen Sphären zu lauschen, und der Künstler hat diesen Moment des Überganges vom irdischen Leben zur Ewigkeit in ergreifender Weise festgehalten.

Von hervorragender Vollendung ist auch die Duellscene „Momentane Aufwallung". Das Bild gehört ebenfalls zu den minder bekannten und weniger gewürdigten Werken Munkácsys. Die außerordentlich einfache Composition besteht nur aus vier Gestalten, eine jede zeigt aber die meisterhafte Charakteristik unseres Künstlers. Zwei Ritter waren beim Weine in Streit gerathen; sie griffen unverweilt nach den Degen, stießen im Duell aufeinander, und nun liegt der eine schon todt auf dem Boden, während der Sieger, von Schreck und Reue erfasst, nach seinem Opfer blickt. Zwischen der Saalthüre jammert eine bestrickend schöne junge Frau, und ein alter Ritter ruft um Hilfe. Die Kunstfertigkeit des Meisters kommt in ihrer ganzen Kraft, sein Farbenzauber in voller Pracht zum Ausdruck. Die Wirkung Munkácsys ist hier allein mit Rembrandt oder Hals zu vergleichen. Für ihn bedeutet dieses kleinere Gemälde insofern einen Fortschritt, als es die Zügellosigkeit der Leidenschaft in ihrem weitesten Umfange darstellt und die seelische Aufwallung, die Betroffenheit und das Insichkehren nach geschehener That trotz der schlichten Mittel mit überzeugender Wahrheit versinnlicht. Man hat viel darüber gestritten, warum uns der Meister von der Ursache des Zweikampfes nicht das Geringste ahnen läßt. Sollte dies ein Fehler des Bildes sein? Der Künstler beabsichtigte nichts anderes als die Vorführung eines aus Jähzorn entstandenen Unglücksfalles und seines Urhebers im Augenblicke der tiefsten Reue. Kein überflüssiger Zug stört die Handlung, die uns der Pinsel Munkácsys in breiten, markanten Strichen erzählt. Sowohl der todte als der lebendige Duellant gehören zu den gelungensten Charakteren des Meisters.

Munkácsy begann schon zu kränkeln, als er sich an die schwerste Aufgabe seiner ganzen Künstlerbahn wagte. Der Erbauer des Wiener kunsthistorischen Hofmuseums hatte Hans Makart mit der Anfertigung des großen Deckengemäldes, darstellend die Apotheose der Renaissance, betraut. Der Wiener Meister starb, und der ehrende Auftrag übergieng an Munkácsy. Eine Leinwand von mehr als vierhundert Qadratmetern war mit allegorischen Figuren zu bemalen. Ein Künstler, der bisher stets nur das wahre Leben, das wirklich

Charakteristische, die Kraft der Natürlichkeit veranschaulicht hatte, er sollte jetzt mit dem forcierten Schwunge der Allegorie, mit beflügelten Amoretten und idealen Genien Wirkung erzielen! Munkácsy schreckte auch davor nicht zurück.

Freilich konnte eine so starke Individualität wie die seine sich hier ebensowenig verleugnen. Wenn er jetzt bloß Ideen und Ideale zu verkörpern hatte und sich so vor einer Aufgabe sah, zu welcher er, der einstens das niedere Volk Ungarns malte, vielleicht niemals sich zu erheben gehofft hatte, so wollte er auch auf dem ihm völlig neuen Gebiete seinen Mann stellen und zwar so, dass er sich selbst, d. h. den gesunden Realismus seiner Kunst nicht zu verleugnen brauchte. Die allegorische Scene des in Rede stehenden Plafondbildes stellt Papst Julius II. und um ihn die großen Meister der Renaissance in eifervoller Arbeit versunken dar. Das Bild lebt vor Frische und Wahrheit. Vom perspectivischen Standpunkte ist es ein technisches Kunststück. Die Kritik konnte auch nicht umhin, Munkácsy mit Tiepolo, Tintoretto, Veronese und anderen anerkannten Deckenmalern zu vergleichen. Und dieser Vergleich hat dem modernen Meister nichts anzuhaben vermocht. Das Bild kündet im Treppenhause des Wiener Hofmuseums den unvergänglichen Ruhm Munkácsys.

Mehr Freude bereitete es ihm, als ihm endlich gegönnt war, sein umfangreiches Gemälde mit dem Sujet aus der Vorgeschichte Ungarns, „Die Landnahme," in Angriff zu nehmen. Es muste seinem patriotischen Herzen längst wehe gethan haben, dass keines seiner großen Werke sich in Budapest befindet, und mit umso herzlicherer Begeisterung sehnte er den Tag herbei, da er seinen Árpád dort enthüllen und sodann auf immerwährende Zeiten der Hauptstadt Ungarns würde überlassen können.

Die erste Idee dazu erhielt er schon 1882 und zwar von Maurus Jókai, er begann aber erst 1891 mit der Ausführung und vollendete das Bild 1893. Munkácsy verfertigte dazu nicht weniger als vier verschiedene Zeichenskizzen; außerdem malte er eine Menge Detailstudien zu den einzelnen Gestalten. Es kostete ihn viele Mühe, bis es ihm glückte, Waffen und Kleidung der Urmagyaren und der damaligen Slaven sowie die Typen der zahlreichen Figuren in entsprechender Weise zu treffen. Das kolossale Gemälde war ursprünglich berufen, den großen Sitzungssaal des neuen Parlamentsgebäudes, dieses prächtigen gothischen Baues, zu schmücken. Er hatte somit auch darauf zu achten, dass der politische Gedanke correct und

— hauptsächlich — nicht beleidigend zum Ausdruck gelange. Die Leute Swatopluks ergeben sich Árpád, dem Sieger, letzterer aber soll ihnen zugleich den Frieden und die Rechtsgleichheit verkünden. Sind ja doch im ungarischen Parlamente nichtmagyarische Nationalitäten ebenfalls vertreten.

Verhältnismäßig rasch hatte sich Munkácsy in die Riesenaufgabe hineingelebt. Er bereiste das Land, sammelte verschiedene Daten, photographierte die abzubildende Gegend, die brauchbaren Modelle, correspondierte mit Fachgelehrten, und so gehörig ausgestattet, schritt er mit strenger Gewissenhaftigkeit an die Ausarbeitung. Zunächst stellte er seinen Árpád in Paris aus; dort sprach der fremde Gegenstand das Publicum selbstredend weniger an als später jene, denen die große Scene der Landnahme nicht bloß das Auge ergötzte, sondern auch ans Herz griff. In der ersten Ausführung war das Gemälde noch lange kein fertiges; Munkácsy arbeitete daran noch volle fünf Monate, ehe er ihm die jetzige Gestalt verliehen hatte. Das Werk gelangte aus technischen Gründen nicht ins Parlamentsgebäude; es wird die Hauptzierde des in Budapest zu errichtenden Museums für bildende Künste sein, wo es nebst den heimgekommenen übrigen Producten des Meisters in einem besonderen Munkácsysaale untergebracht werden soll.

Ein gutes Historienbild hat immer jenen Moment darzustellen, aus welchem das Vorhergegangene zu ahnen, zugleich aber das Folgende klar vorauszusehen ist. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist die „Landnahme" eine ebenso präcise wie inhaltreiche Composition; nicht bloß ein gemalter historischer Essay, sondern auch gemalte Staatsweisheit und Vernunftpolitik. Hunderte von Gestalten, zu Pferd und zu Fuß, beleben den Raum des Bildes, aus dessen Hauptstelle Fürst Árpád, auf einem weißen Rosse sitzend, hervortritt. Er nimmt voll ruhiger Würde die Huldigung der besiegten Slavenfürsten entgegen, die ihm zum Zeichen ihrer Ergebenheit Wasser, Heu und Erde entgegenbringen. Rechts von Árpád gruppieren sich die Magyaren, links die Eingeborenen des eroberten Landes. Die Figuren des Vordergrundes sind durchwegs scharf charakterisierte Typen. Der Gesammteindruck des Werkes ist viel weniger geräuschvoll, als man erwarten sollte. Auf jeden Fall zeugt es von dem richtigen Takt des Künstlers, dass er keine Aufruhrscene, sondern das Friedenswerk verewigen wollte. Ein auf dem Streithengste wild posierender Schreckens-Árpád inmitten einer zügellosen Kriegerhorde gäbe beiweitem kein so ansprechendes Bild wie diese wohlerwogene, imposant-fesselnde Schöpfung.

Während der zwei nächsten Jahre gönnte sich der Künstler, dessen Gesundheit schon rapid zu schwinden begann, einigermaßen Ruhe, indem er bloß kleinere Genrebilder und wieder Porträte malte. Von den aus dieser Zeit stammenden Bildnissen erwähne ich seinen „Cardinal Haynald" und seinen „Franz Liszt"; beide sind so gelungen, dass Munkácsy den zwei Männern ein ewig dauerndes Denkmal gesetzt hat, da er ihre Züge in derart vollendeter Weise auf die Leinwand zauberte.

Danach wollte Munkácsy eine letzte künstlerische Schuld abtragen. Von seiner Christustrilogie waren bisher nur zwei Bilder fertig. Zwischen „Christus vor Pilatus" und „Golgatha" sollte „Ecce homo" platzfinden. Es ließ dem Meister keine Ruhe, dass er die chronologische Reihenfolge nicht eingehalten und mit dem Mittelbilde noch im Rückstande war. Es gieng ihm dabei wie dem Dichter Johann Arany, der von seiner Toldi-Trilogie zuvörderst den ersten und den dritten Theil und hierauf den zweiten schrieb.

Wieder begann er sich eingehenden Studien zu widmen und schritt mit umsichtiger Sorgfalt an die Aufgabe, zu seinen beiden früheren Christusbildern ein deren würdiges drittes zu malen. Die Ambition hierzu erwachte umso reger in ihm, als inzwischen sein ultramodernes Gemälde „Vor dem Strike" nicht die von ihm erwartete Wirkung hatte. Jetzt wollte er diese Scharte auswetzen. Mit dem Reste der Lebenskraft componierte er die Gruppen zum „Ecce homo". Eine Skizze des Bildes stand schon Jahre vorher in seinem Atelier fertig und zwar mit halblebensgroßen Figuren. Er suchte nach geeigneten Judentypen und fand solche nach Wunsch in einer Pariser Vorstadtsynagoge. Der Meister hatte sein neuestes Werk für die ungarische Millenniumsausstellung bestimmt, und niemand, vielleicht nur er selbst ahnte, dass es sein letztes sein werde. Er stellte es in Paris nicht öffentlich aus, viele Tausende aber sahen es in seinem dortigen Atelier. Der gefesselte, durch die Dornenkrone verunstaltete, eine Rohrstange haltende Heiland wird der heulenden und schmähenden Menge von der Gallerie einer Halle gezeigt. Die Hauptfiguren Christus und Pilatus sind auch hier meisterhaft dargestellt, das dramatische und das mitleiderregende Element dagegen womöglich noch stärker vorhanden als auf den zwei anderen Theilen der Trilogie. An der Disposition der Menschenmenge, an der Zeichnung der römischen Krieger und an der Luftperspective ist gleichwohl eine gewisse Manieriertheit und Ermüdung zu erkennen. Dem

sonstigen Scharfblicke des Künstlers entgieng dies bereits vollständig; er hielt das „Ecce homo" stets für sein bestes Bild und ward nicht müde, die Vorliebe dafür den Besuchern seines Pavillons auf der Andrássystraße immer wieder zu begründen.

In Budapest nahmen die Festlichkeiten zu Ehren Munkácsys neuerdings ihren Anfang. Wie ein Nationalheld wurde er im Millenniumsjahre gefeiert. Und als er sich nach den vielen Aufregungen aus der Hauptstadt wegflüchtete, da war er schon ein gebrochener Mann. Er kam erst in Baden-Baden, später in Colpach, auf dem Gute seiner Frau, in sorgsame Pflege; dann aber musste er nach dem Sanatorium zu Endenich gebracht werden, wo einst auch Schumann Heilung gesucht, ohne sie zu finden. Nach einem fast dreijährigen Scheinleben erlöste ihn von seinen Leiden endlich der Tod. Er wünschte den Schlaf der ewigen Ruhe in ungarischer Erde zu schlafen; das erwähnte er oft im mündlichen Verkehr und forderte es zuletzt in seinem Testamente; und nur Franz Deák und Ludwig Kossuth ward eine ähnliche Leichenfeier zutheil wie jene, durch welche das ganze Land dem Genius Michael Munkácsys huldigte.

Inmitten der modernen Kunstströmungen hat die Richtung Munkácsys, welche sich mit dem gesunden Realismus identificiert, immer mehr Anhänger und Nachahmer gefunden. Und seine Schöpfungen werden noch nach Jahrhunderten stets neue Bewunderer erobern. Nach jeder vorübergehenden Geschmacksverirrung muss es die von ihm so glänzend vertretene Auffassung sein, zu der der Geist künstlerischer Regeneration wie zur erlösenden Urkraft zurückkehren wird.

Die zweite Eisenbahnverbindung mit Triest.

Von Dr. Max Reinitz.

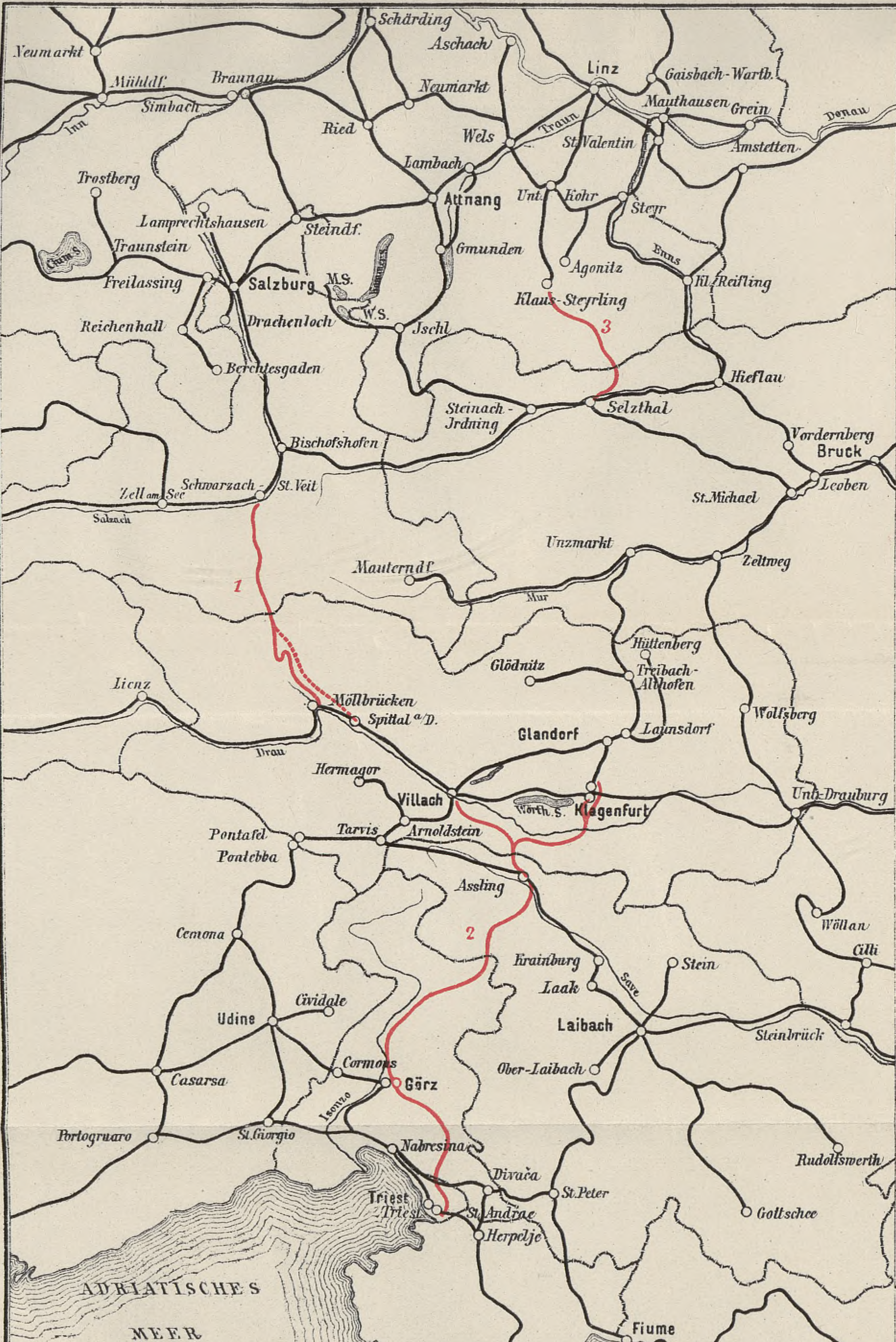
Wien.

Mit einer Kartenskizze.

Die Geschichte einer zweiten Eisenbahnverbindung mit Triest ist alt, so alt, dass man das Schicksal dieses sowohl für Triest als auch für die Monarchie wichtigen Bahnprojectes mit einer gewissen Resignation bereits dem Zufalle überlassen hatte.

Man war vor 30 Jahren noch sehr bescheiden. Unser Eisenbahnnetz war unvollständig, die Concurrenz der Mittelmeerhäfen, insbesondere von Venedig, Genua und Fiume nicht so groß wie heute, und die maßgebenden Kreise hätten sich damals selbst mit einer

ZWEITE EISENBAHNVERBINDUNG MIT TRIEST.



— Bestehende Bahnen

— Projectirte Bahnen: 1. Tauernbahn, 2. Karawanken - Wocheiner Bahn bis Triest, 3. Pyhrnbahn.

nur von Tarvis ausgehenden Triester Verbindung über den Predil begnügt. Man aspirierte bloß nach einer Verbindung der in Villach zusammentreffenden Bahnlinien mit dem Meere, um die seinerzeitige Rudolfsbahn mit Triest in directe Fühlung zu bringen. Diese zweite Verbindung hatte daher nur die Erweiterung des Triester Attractionsgebietes im Reiche und zwar gegen Norden zum Ziele. Heute ist der Ausgangspunkt für eine zweite Verbindung höher, viel höher geplant, und sie ist unzweifelhaft nothwendig. Anstatt Tarvis—Predil oder, wie viele wollten, Klagenfurt—Laak gilt der Ruf nach Salzburg—Villach—Görz—Triest, um auch Süddeutschland unserem Seeemporium näher zu rücken.

Zahllos sind die Projecte, welche im Rahmen dieser neuen Verbindungsroute von den Landtagen der interessierten Kronländer, von den Handelskammern, von den Städten und von den verschiedentlichen Corporationen befürwortet wurden, je nachdem die Interessen mehr für die Heranziehung des Außenhandels via Salzburg oder für die Kürzung der Relationen zwischen Innerösterreich und Triest zutage traten. Angesichts der beiden gewiss berechtigten Bestrebungen konnte nur ein Ausweg gefunden werden, nämlich der der thunlichsten Berücksichtigung aller Interessen bei der Wahl einer zweiten Eisenbahnverbindung mit Triest. Und so kam denn das aus der beigegebenen Kartenskizze ersichtliche Project der Linie Tauernbahn—Karawankenbahn—Wocheiner Bahn—Görz—Triest zustande. Durch die genannte Linie sollen, zumal die Strecke Klagenfurt—Bärngraben zur Ausführung gelangt, Innerösterreich via Klagenfurt und Süddeutschland via Salzburg—Tauernbahn im kürzesten Wege mit Triest verbunden werden.

Die Rückstellung dieses von unseren Regierungen stets als unerlässlich erkannten, vom Parlamente jedoch leider nicht entsprechend gewürdigten Eisenbahnprojectes kennzeichnet am besten die Schneckenhaftigkeit in der Ausführung wichtiger, für die Verkehrs- und Wirtschaftspolitik geradezu entscheidender Maßnahmen. Es ist ja möglich, sogar wahrscheinlich, dass die zweite Eisenbahnverbindung mit Triest für den Anfang in finanzieller Hinsicht keine Erfolge bringen wird; aber indirect wird sie nützen und für die Herstellung neuer Handelsbeziehungen nach dem Westen alsogleich von Bedeutung werden. Denn schon in der, wenn auch mäßigen Erstarkung der handelspolitischen Zwecke unseres einzigen Seeemporiums liegt ein so großer Wert, dass die zweite Verbindung mit Triest allein deswegen existieren soll.

Die Relation zwischen Salzburg und Triest wird durch die geplante Verbindung eine Wegkürzung von 247 *km* und die zwischen Linz—Triest

eine solche von 142 *km* erfahren, und diese Distanzkürzungen an sich wiegen die Kosten der zweiten Triester Verbindung, welche mit 178 Millionen Kronen berechnet sind, reichlich auf.

Die wirtschaftliche Machtsphäre des Reiches wird sich dank der zweiten Triester Eisenbahnverbindung nach neuen Richtungen erstrecken können, was nicht hoch genug anzuschlagen ist. Aber es drängt uns auch der große Kampf ums wirtschaftliche Dasein zu diesem neuen Verkehrswege. Denn auch in Österreich zwingen die Verhältnisse dazu, keinen Versuch, ja keine Opfer zu scheuen, um neue Absatzgebiete zu erobern.

In allen Großstaaten greift eine Expansion der wirtschaftlichen Kräfte platz, welche sich mehr nach außen hin bethätigen. Das jüngste Beispiel liefert Deutschland. Dieses Reich erhofft einen Erfolg von seiner neu inaugurierten Colonialpolitik, nur Österreich ist unthätig, obgleich es im Oriente sein Heil finden und seine wirtschaftliche Position dort noch befestigen könnte. Der Orient ist der fixe Punkt, den Österreich behaupten muss, umsomehr als nun auch Deutschland mit fester Hand dort wirtschaftlich wirkt. Die Früchte der Colonialwirtschaft in fernen Landen wird Deutschland nicht so bald einheimsen, und der Orient ist gerade gut genug, um dafür Ersatz zu bieten. Was Österreich durch die Concurrenz anderer Staaten, durch Deutschland und namentlich durch Nordamerika im Westen Europas eingebüßt hat, kann es allein im Osten hereinbringen. Und wenn dieser Verkehr in Frage steht, dann kann eben nur der Seeweg in Betracht kommen, weil die Orientbahnen von den levantinischen Hafenplätzen noch immer zu entlegen, aber auch zu kostspielig sind. Triest war schon in den vorigen Jahrhunderten prädestiniert, das wichtigste Handelsemporium des Reiches zu werden, und selbst Deutschland bediente sich früher zum großen Theile letzteren Seeweges, um den Orient zu erreichen. Für Deutschland existiert jedoch Triest nicht mehr, der deutsche Verkehr wurde abgelenkt; vermöge der Differenzialtarife und der günstigen Handelsverträge gehen deutsche Transporte sogar auf Umwegen viel billiger nach dem Orient als via Österreich und Triest. Aber für Österreich ist, wie bemerkt, Triest noch immer die einzige in Betracht kommende Verbindung mit dem Orient, besonders für die westlichen Provinzen, die die Eisenbahnlinien via Orsova und Belgrad nicht benützen können.

Hamburg, Bremen, Marseille, Genua und andere Handelsemporien haben ebenfalls nur nach großen Kämpfen durch eisenbahn-

und tarifpolitische Maßnahmen ihre Positionen erobert, und es ist zum mindesten eine gleich wichtige Action, welche nun Österreich mit einer kürzeren Eisenbahnverbindung im Interesse seines Handelshafens einzuleiten versucht.

Bei der exponierten, ungünstigen Lage Triests gegenüber den anderen Mittelmeerhäfen wird es indes selbst bei kürzerer Eisenbahnverbindung eine schwierige Sache bleiben, das Attractionsgebiet zu erweitern. Denn Triest liegt zu den maßgebenden heimatlichen Industriebezirken in Böhmen, Schlesien und Mähren vielzu tief unten und andererseits wieder zu den Mittelmeerstapelplätzen in Afrika und Asien vielzu hoch oben, um mit einemmale in den Vordergrund treten zu können.

Aber die Verkürzung der Zufuhrbahnen um beträchtliche Kilometer wird immerhin in die Wagschale fallen. Man hofft das Attractionsgebiet Hamburgs im Norden und das von Venedig und Genua im Westen des Reiches zu Gunsten Triests einzuschränken, so dass die Abgrenzungslinie für Triest in Bezug auf die Schweiz, Südwestdeutschland, Bayern, Böhmen, Nordmähren und Österreichisch-Schlesien um ansehnliche Streifen nach Norden und Westen hinausgeschoben würde. Dadurch könnten unter anderem die unter Ulm, Ingolstadt, Regensburg, Pisek, Strakonitz und Zwittau, Olmütz und Teschen gelegenen Bezirke für Triest erobert werden, während bei den gegenwärtig bestehenden Eisenbahnverbindungen die nördliche Sphäre Triests schon bei Bregenz, München, Landshut, Budweis, Olmütz, die westliche knapp an der bayrisch-tirolischen Grenze aufhört.

Venedig und Genua, insbesondere Venedig, werden in Bayern, im nordöstlichen Theile Württembergs und selbst in Baden Verkehrsgebiete zu Gunsten Triests verlieren, die für den Exportverkehr stark ins Gewicht fallen.

Es wäre eine müßige Arbeit, aus dem von und nach Süddeutschland bestehenden Levantiner Handel einen Anhaltspunkt für den zukünftigen Antheil der zweiten Triester Linie an diesem Verkehre zu suchen. Man rechnet auf einen über die Tauernbahn gehenden Auslandsverkehr von 67.912 *t* und mit einem Inlandsverkehre von 87.754 *t*, zusammen sohin auf 155.666 *t* Waren.

Es betrug nämlich die Güterbewegung nach Triest im Jahre 1900 via Villach—Tarvis—Laibach, also vom Nordwesten her 293.359 *t* und via Bruck a. M.—Marburg, sohin von Norden und Nordosten her 597.705 *t*. Letztere können von der zweiten Triester Eisenbahnverbindung nicht beeinflusst werden und verbleiben wohl der Südbahn.

Dagegen werden die nordwestlichen Güter mit 293.359 *t*, woran die Südbahn mit 93.627 *t* participiert, allerdings von der neuen Linie absorbiert.

Die für die neue Triester Eisenbahnverbindung in Betracht kommende Güterbewegung nach dem Stande von 1900 vertheilt sich wie folgt:

Provenienz, beziehungsweise Destination	Nordwestliche Verkehrsrichtung über Villach—Tarvis—Laibach: Herpelje österreichische Staatsbahnen (Tonnen)	Nabresina Südbahn (Tonnen)
Österreich:		
Kärnten	49.856	16.735
Steiermark	20.134	—
Tirol und Vorarlberg	13.626	21.225
Salzburg	3.142	1.571
Nieder- und Oberösterreich	28.878	—
Böhmen	40.137	2.409
Mähren und Schlesien	2.136	—
Galizien und Bukowina	919	—
Summe	158.828	41.940
Deutschland:		
Bayern	17.973	14.118
Württemberg	3.872	3.045
Baden	2.036	2.136
Andere deutsche Staaten (exclusive Preußen und Sachsen)	3.882	3.859
Summe	27.763	23.158
Sachsen und Preußen	8.913	5.122
Deutschland im ganzen	36.676	28.280
Italien (über Cormons)	101	18.664
Schweiz	4.111	4.284
Frankreich	7	390
Belgien	9	69
Russland	—	—
Zusammen	199.732	93.627
	293.359	

Die in obiger Tabelle verzeichnete Gütermenge ist, weil von Nordwesten und Westen kommend, unter allen Umständen der zweiten Triester Verbindung gesichert. Denn die Distanzunterschiede im Verhältnis zur Triester Route der Südbahn verschieben sich gewaltig für diese Güter zu Gunsten der neuen Linie. Aber auch die von Nordosten mittelst der Südbahn via Bruck a. M. und Marburg kommenden Güter, welche im Vorjahre 597.705 *t* betragen haben, werden durch die neue Triester Verbindung und zwar via Pyhrnbahn und Klagenfurt—Karawanken wesentlich beeinflusst werden, so dass von den in Triest eingelangten und von dort zum Versandt gelangten 1,527.201 *t* Gütern etwa 891.064 *t* für die zweite Verbindungslinie sehr in Betracht gezogen werden müssen.

Und es ist keine Utopie, wenn für die projectierten Eisenbahnverbindungen mit Triest noch eine namhaftere Güterbewegung erhofft wird.

Die bedeutenderen Distanzverschiebungen werden sowohl vom Westen als auch vom Norden — von Oberösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien — neue Güter für Triest sichern, welche bisher nach Venedig und Genua, andererseits nach Hamburg und Bremen giengen, denn die Tarife werden nicht unwesentlich herabgemindert werden können, ohne jene Opfer bringen zu müssen, welche jetzt für den behaupteten Verkehr nach Triest aufgewandt werden. Wie groß diese für Triest gebrachten Opfer sind, und was tarifarisch geleistet wird, um die geographische Ungunst Triests gegenüber Hamburg auszugleichen, beweisen u. a. nachstehende Sätze: Hamburg—Prag (657 Betriebskilometer) kostet die Fracht für Felle und Häute 379 *h*, Prag—Triest (941 *km*) dagegen nur 330 *h*, also trotz 284 *km* längerer Distanz um 49 *h* weniger. Für Reis ist die Fracht von Prag nach Triest um 68 *h*, für Jute um 92 *h* billiger gegenüber Hamburg.

Nun werden sich durch die neue Eisenbahnverbindung, wie aus unten folgender Tabelle zu ersehen ist, die Distanzen von Böhmen, Mähren und Schlesien nach Triest wesentlich herabmindern, so von Prag um 111 *km*, von Bodenbach um 83 *km*, Eger um 198 *km*, Pilsen um 220 *km*, Reichenberg um 61 *km*, Brünn um 34 *km*, Troppau um 36 *km*, und diese Distanzen werden wohl in die Wagschale fallen nicht nur für den schon jetzt mit schweren Opfern behaupteten nördlichen Verkehr, sondern auch für weitere Verkehrsheranziehungen.

Es ist berechnet worden, dass dank der neuen Triester Verbindung beispielsweise im Baumwollverkehre mit Sachsen der bestehende Fracht-

satz für die Linie Eger—Triest um 19 *h* pro 100 *kg* wird ermäßigt werden können, während bei der heutigen Verbindung eine solche Ermäßigung einen effectiven Frachtschaden bringen würde, weil die Selbstkosten höher sind.

So werden sich denn die Verhältnisse gegenüber unseren consumfähigen nördlichen Industriestädten für Triest erheblich günstiger gestalten.

Noch günstiger wird aber die Distanzverschiebung nach dem Westen einwirken. Durch die zweite Triester Verbindung wird der Frachtsatz für gewisse Güter von Salzburg nach Triest dank der Wegekürzung um 247 *km* (anstatt 662 *km* nur 415 *km*) mit 89 *h* pro 100 *kg* bemessen werden können, während bisher 138 *h* eingehoben werden mussten, um nicht unter die Selbstkosten zu kommen.

Die durch die neuen Eisenbahnverbindungen in den Relationen nach Süddeutschland zu erzielenden Distanzvortheile veranschaulichen nachstehende Tabellen:

Näher zu Triest	Gegen Hamburg um Tarifkilometer	Gegen Venedig	Gegen Genua	Gegen die bisherigen Verbindungen mit Triest via Südbahn und k. k. Staatsbahn in Tarifkilometer	in Betriebskilometer
Ulm . . .	44	4	—	174	202
Lindau . .	161	—	—	71	81
München .	237	1	174	174	202
Passau . .	247	53	289	154	188
Regensburg	56	49	219	198	233
Zürich . .	133	37	—	71	81
Nürnberg .	—	28	146	198	228

In Bezug auf Böhmen, Mähren, Schlesien und Sachsen werden sich die Entfernungsunterschiede gegen Hamburg zu Gunsten Triests in folgender Weise verbessern:

Ort	Gegenwärtige Distanz nach Triest Tarifkilometer	Zukünftige Distanz nach Triest	Entfernung nach Hamburg Tarifkilometer	Entfernungsabkürzung nach Triest gegen früher Tarifkilometer	Entfernungsunterschied zu Gunsten Hamburgs jetzt	früher
Bodenbach .	1047	964	529	83	435	518
Budweis .	769	658	797	111	139[1])	28

[1]) Zu Gunsten Triests.

Ort	Gegenwärtige Distanz nach Triest Tarifkilometer	Zukünftige Distanz nach Triest	Entfernung nach Hamburg Tarifkilometer	Entfernungs-Abkürzung nach Triest gegen früher Tarifkilometer	Entfernungsunterschied zu Gunsten Hamburgs jetzt	früher
Eger . . .	981	783	555	198	228	426
Prag . .	938	827	659	111	168	279
Pilsen . .	905	785	662	220	123	243
Reichenberg	1029	968	557	61	411	472
Troppau .	890	856	778	36	78	112
Iglau . .	806	772	771	34	1	35
Chemnitz .	1151	954	450	197	504	701
Dresden .	1114	1031	456	83	575	658
Leipzig . .	1168	970	373	198	597	795

Und in demselben Verhältnisse, als sich die Distanzunterschiede der obenverzeichneten Verkehrscentren im Norden zu Gunsten Triests verschieben, würden durch die zweite Triester Verbindungslinie auch Oberösterreich, Niederösterreich, Tirol um ein bedeutendes näher zu Triest rücken, von Salzburg, Steiermark und Kärnten gar nicht zu reden. Salzburg wird zu Triest um 281 Betriebskilometer, Kufstein und Wörgl um 185, Glandorf um 110, Klagenfurt um 115, Villach um 81, Leoben um 85, Salzburg um 106, Linz um 108, Amstetten um 106, St. Pölten um 51 und selbst Wien um 50 Betriebskilometer näher sein als jetzt. Von Salzburg allein wird die Wegekürzung nach Triest 43 Procent betragen, und dieser Distanzvorsprung wird weder von Venedig noch von Genua jemals wettgemacht werden können. Überhaupt werden alle oberwähnten Verkehrscentren absolut um vieles näher nach Triest sein als nach Genua und — Kufstein und Wörgl ausgenommen — selbst nach Venedig.

Alle genannten Distanzvortheile werden Triest weder durch neue Wasserstraßen noch durch tarifarische Maßregeln anderer heimatlicher Bahnen jemals verkümmert werden, sie ermöglichen die kürzeste Verbindung mit dem Meere und zugleich die billigste Fracht für innerösterreichische Transporte nach einem Seehafen.

Die Attractionsgebiete, die, wie angedeutet, jetzt Venedig und Genua gehören, sind nicht allein gesichert, sondern auch absatz- und consumfähig. Das gilt aber viel für Triest.

Nach alledem ist es evident, dass Triest an Concurrenzkraft gegenüber anderen Handelshäfen gewinnen muss, und dass die zweite Triester

Verbindung ganz neue Handelsbeziehungen schaffen wird. Wohl werden es die Nachbarstaaten, respective die Concurrenzhäfen an Anstrengungen nicht fehlen lassen, um durch tarifarische Maßregeln den einmal innegehabten Verkehr festzuhalten, doch auch dagegen werden Mittel und Wege gefunden werden. Genua und Venedig werden bemüht sein, den süddeutschen Verkehr, Hamburg und Bremen den böhmischen für sich zu behaupten. Die Regierung rechnet einstweilen noch mit diesem Umstande, und sie thut recht, vorherhand das voraussichtliche Erträgnis sehr niedrig zu stellen. Sie gewärtigt für die neue Linie vorerst nur eine Nettoeinnahme von 3·14 Millionen Kronen, also eine Verzinsung von bloß 2·1 Procent nach dem präliminierten Baucapitale von 178 Millionen Kronen.

Die Rentabilität der Bahn kann aber nicht von dem Gesichtspunkte der Verzinsung des investierten Capitals allein beurtheilt werden. Denn indirect werden schon durch die Hebung des Triester Hafenverkehrs und durch die damit bewirkten Vortheile für Handel und Wandel die gebrachten Opfer vollends ersetzt sein; die Bahn soll ja in erster Linie ein Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck werden, zum Unterschiede von anderen Bahnbauten.

Die sonstigen Bedingungen zur Entwicklung unseres wichtigsten Seeemporiums werden zweifelsohne geschaffen sein. Ein geräumiger Hafen mit praktischen Docks und Anlagen steht den Dampfern zur Verfügung, und wenn es nicht zu leugnen ist, dass die neuen Hafenanlagen in örtlicher Beziehung gar vieles zu wünschen übriglassen, so kann für den großen Verkehr nicht unschwer ein guter Ersatz bei den alten Hafenanlagen und insbesondere bei Muggia gefunden werden. Auch der „Österreichische Lloyd" wird ein bewährter Factor für die Hebung unseres Seeverkehres sein. An Dampfern und commerziellen Erfahrungen fehlt es da gewiss nicht, ebensowenig an Mitteln zu erforderlichen Bauanschaffungen. Mit der Hebung des Hafenverkehres werden wohl zugleich die Klagen über mangelhafte Warenbeförderung verstummen. Der Lloyd wird dann in der Lage sein, einen noch rascheren und prompteren Dienst einzuführen. Die Klagen rühren ja hauptsächlich daher, dass der Lloyd mangels hinreichender Frachten nicht schnell genug verladen und verschiffen kann. Was Triest fehlt, sind eben ausländische Frachten und zwar solche Waren für den Export, welche Triest auch die Rückfracht sichern.

Aber auch der Übelstand soll dann wegfallen, dass die Güter von Triest, das zum Osten um 3000 Seemeilen näher ist als Ham-

burg und Bremen, nach den entfernten Seehäfen längere Frachtungszeit erfordern als die entsprechenden deutschen Hafensendungen.

Mit Rücksicht auf den großen inländischen Bedarf steigerte sich allerdings der Import nach Triest von Jahr zu Jahr. Derselbe betrug im Jahre 1899 194·3 Millionen Gulden gegen 166·8 Millionen Gulden im Jahre 1891. Dem gesteigerten Importe, also dem stets wachsenden Mehrbedarfe im Lande sollte jedoch ein adäquater Export gegenüberstehen, was leider nicht zu constatieren ist. Denn es betrug der Export Triests im Jahre 1899 nur 161·3 Millionen Gulden gegen 161·9 Millionen Gulden im Jahre 1891. Der Ausfall ist doppelt empfindlich, einmal weil der Export in einem Decennium überhaupt absolut abgenommen hat, zweitens weil sich der Abstand zum Import in wahrhaft erschreckender Weise verschiebt.

Und gerade deutsche Artikel sind es, welche nöthig wären, um den Triester Export zu beleben. Heute sind es bloß geringe Quantitäten deutscher Waren, die ihren Weg nach dem Orient über Triest suchen.

Nach der Triester Handelsstatistik entfallen von den im Jahre 1900 mittelst Eisenbahn in Triest eingelangten Waren per 886.005 *t* nur 14.290 *t* auf Deutschland und 1570 *t* auf die Schweiz. Und von dieser geringfügigen Menge war offenbar ein Theil nicht für den Export bestimmt, sondern wurde für Triest und dessen nächstes Hinterland verbraucht.

Es ist nicht denkbar, dass bei Existenz einer kürzeren Eisenbahnverbindung zwischen Salzburg und Triest das benachbarte exportfähige Bayern via Salzburg nicht mehr als 5290 *t*, wie es bisher geschehen, an Triest abgeben werde. Württemberg hatte im Jahre 1900 bloß einen Gesammtverkehr von 6917 *t*, Baden einen solchen von 4172 *t* mit Triest und die Schweiz einen solchen von nur 8395 *t*.

Soweit es sich um den nach dem Westen bestehenden Auslandsverkehr handelt, erscheinen als bereits vorhanden für die zweite Verbindungslinie nach Triest im ganzen 67.912 *t* für die Tauernbahn und überdies 92.591 *t* für die Fortsetzung südlich von Villach und Klagenfurt gesichert, wohlgemerkt, sowohl für den Empfang als auch für den Versandt nach dem Auslande.

Die zweite Linie nach Triest hat also eine so große Bedeutung für die wirtschaftliche Prosperität unserer Handelsmarine, dass die mit dem Baue verbundenen Lasten überhaupt nicht erwogen werden sollten. Gegen die concurrierenden ausländischen Häfen wird ohnehin stets schwer aufzukommen sein, selbst wenn eine noch kürzere Route zu Gunsten

Triests erobert würde. Die Fälle sind ja nicht selten, dass nach gewissen Verkehrsrichtungen die kürzeren Routen weniger frequentiert werden als die nach derselben Richtung laufenden längeren.

In unserem eigenen Reiche bestehen nach wichtigen Verkehrscentren kürzere Eisenbahnverbindungen, die gegen die längeren, mancherlei Bonitäten genießenden Concurrenzwege bis zur Stunde zu kämpfen haben. Erst durch auffallend größere Distanzverschiebungen können derartige Zustände unhaltbar gemacht werden, und die durch die neue Triester Verbindung zu erzielenden Wegekürzungen dürften auch mit Bezug auf Wien zu wesentlichen Verkehrsänderungen Anlass geben. Nach gewissen Richtungen wird diese zweite Linie, soferne unsere Handelsmarine werkthätig mit eingreift, einst dominierend wirken. Soviel über die commerzielle Bedeutung der zweiten Eisenbahnverbindung mit Triest.

Nicht zu unterschätzen ist aber auch der moralische Wert der Etablierung einer solchen Verbindung. Der Staat hat die Aufgabe, der Monopolisierung einer wichtigen Verkehrsroute schon aus allgemeinen politischen Gründen entgegenzutreten. Denn im allgemeinen Verkehre soll die Machtstellung der staatlichen Verwaltung nicht minder zur Geltung kommen. Sie ist zudem in den meisten Fällen in der Lage, dies zu thun, ohne erworbene Privatrechte verletzen zu müssen, es ist immer nur eine Geldfrage, die der Staat allein vom großen Gesichtspunkte aus ordnen kann.

Es ist hierüber nicht viel zu reden, denn zu dieser Einsicht ist man endlich auch in Österreich gelangt. Und wenn bisher große Hindernisse der Durchführung jener Mission entgegengestellt wurden, woran obstructionistische und oppositionelle oder mindestens separationistische Gründe Schuld tragen, so kam doch schließlich die Überzeugung zur Geltung, dass das allgemeine Interesse dem politischen Sonderinteresse nicht immer zum Opfer fallen darf. Vom Standpunkte der particularistischen Bestrebungen der Nationalpolitik mag ja ein solches Verhalten oft zweckdienlich, aber es muss stets von verhängnisvollen Folgen sein für die Gesammtwirtschaft des Staates. Denn nicht den Alpenländern und Triest zuliebe, wie es meistens heißt, wird diese Verbindung geschaffen, sondern im Interesse der Gesammtwirtschaft des Reiches, und wenn damit gleichzeitig Vortheile für die an der Bahn gelegenen Bewohner geboten werden, so sollte dies nicht missgönnt werden, da daraus dem allgemeinen Interesse kein Nachtheil erwächst. Ohnehin begegnet eine handels- und verkehrspolitische Action, die gegen fremde Interessen gerichtet ist, enormen Schwierigkeiten. Nur deshalb entziehen

sich noch die Chancen der zweiten Verbindung nach Triest einer sicheren Beurtheilung.

Auf Süddeutschland wird die von Salzburg nach Triest führende Linie in erster Reihe angewiesen sein. Staatliche Rücksichten vermögen aber vieles gegen oder für eine fremdländische Verbindung ins Werk zu setzen, und es ist natürlich, dass Deutschland für Hamburg und Bremen mehr Interesse zeigen wird als für einen fremden Hafen. Es liegt gar oft im Belieben des einen oder des anderen Staates, ja sogar einer fremdländischen Bahnverwaltung, mit einemmal eine selbst zum internationalen Verkehrsfactor prädestinierte Eisenbahn vom großen Verkehre abzuschließen, der ihr sonst vermöge ihrer topographischen Lage zufiele. Man braucht da nicht weit zu gehen. Schon durch Zölle, noch mehr mit Tarifen kann alles über den Haufen gerannt werden, was durch Distanzkürzungen und durch wohlfeile inländische Frachtsätze möglich wäre. Und gerade Deutschland ist in diesem Punkte ein gar vorsichtiger, berechnender Concurrent. Mit den Tarifen kann dort viel verdorben und entzogen werden. Nun, man wird ja sehen, wie weit die Tarife auf die zweite Linie einwirken, und ob sich die Attractionsgebiete Triests auf Grund der bedeutenden Wegekürzungen, beziehungsweise der Distanzverschiebungen gegenüber Hamburg und Bremen thatsächlich ausdehnen werden. Die Prognose darf jedenfalls günstig gestellt werden.

Der Triester Verkehr kann also nur durch kurze Eisenbahnverbindungen vom Niedergange gerettet werden. Denn Wasserstraßen, welche die Transportkosten zu verwohlfeilen vermöchten, werden in der Nähe Triests, wo alle Vorbedingungen für die Regulierung der Flussläufe fehlen, niemals gebaut, und die im Norden des Reiches befindlichen und noch zur Ausführung gelangenden Wasserstraßen sind, weil vielzu entlegen, nicht imstande, Triest direct zu nützen. Überhaupt kann in Österreich die Wechselbeziehung zwischen Eisenbahnen und Wasserstraßen bei dem noch unvollständigen Eisenbahnnetze nicht so erfolgreich werden wie in so manchen anderen Staaten. Wasserstraßen setzen die Existenz absatzfähiger Industrien voraus, oder sie erschaffen sich erst Industrien. Ohne Industrien vermögen aber Wasserstraßen für die Dauer nicht zu prosperieren. Nun sind die bestehenden Industrien in Österreich dermalen nicht so absatzfähig, dass neben den Eisenbahnen noch ein großes Canalnetz finanziell existieren könnte. Der Verkehr nach Hamburg und Bremen wird durch den Bau von 1600 *km* Wasserstraßen kaum intensiver gestaltet und Triest nicht billiger erreicht werden. Folgerichtig kann auch eine Er-

höhung unserer Production nicht eintreten, weil nicht auch der größere Absatz gesichert ist, der nur im Orient zu gewärtigen wäre. Die Industrie ist bei uns in Österreich auf die besten Verbindungen mit Triest angewiesen, und erst nach dieser Vorbedingung vermögen Wasserstraßen, werkthätig mithelfend, neue Industrien zu begründen und neue Absatzgebiete zu erschließen. Die in Österreich geplanten und im Norden des Reiches successive herzustellenden Wasserstraßen werden, um beschäftigt zu sein, d. h. um eine erhöhte Production hervorzurufen, vorerst ein vollständiges Eisenbahnnetz vorfinden müssen. Eine Wechselwirkung zwischen den, obzwar sehr entlegenen nördlichen Wasserstraßen und der zweiten Triester Linie wird, wie man sieht, allerdings bestehen können, aber unzweifelhaft ist, dass, solange die Industrie in Österreich eine jämmerliche Position im Oriente innehat, auch die geplanten Wasserstraßen nicht in erwartetem Maße alimentiert sein werden. In Frankreich sowohl als in Deutschland prosperieren Wasserstraßen dort absolut nicht, wo für die erhöhte Production nicht zugleich gute, absatzsichernde Eisenbahnverbindungen zur Verfügung stehen.

Es darf, was nicht genug betont werden kann, nicht übersehen werden, dass mit dem Ausbaue der projectierten zweiten Triester Linie allein die Verbindung nicht gewonnen sein wird, welche bezweckt ist. Der Zweck ist die Schaffung einer handels- und verkehrspolitisch wichtigen, für die Hebung des Triester Verkehres maßgebenden Bahnlinie. Nebst den finanziellen und technischen Aufgaben werden daher noch ganz andere Arbeiten zu vollführen sein. Die Triester Linie der Südbahn genießt ihren Verkehr aus der monopolisierten Route vom Norden her; die Südbahn hatte nicht zu ergattern, zu erobern, denn die vom Norden nach Süden und vice versa gehenden Transporte hatten keine andere Wahl als die Südbahn.

Für die zweite Verbindung liegen schon die Verhältnisse ganz anders. Sie ist nicht nur eine Concurrenzlinie gegen die Südbahn, sondern hauptsächlich eine Concurrenzbahn gegen ausländische Verkehrsinstitute und Seehäfen; sie will von diesen namhafte Absatzgebiete erobern und für Österreich, respective für den Triester Hafen einen neuen Verkehr schaffen. In ihrer großen Abhängigkeit von den ausländischen Eisenbahnen wird die verkehrspolitische Mission der zweiten Triester Linie keine leichte sein. Bei genauer Wahrnehmung der geographischen und topographischen Verhältnisse der neuen Exportlinie werden viele Factoren in Rechnung zu ziehen sein, welche durch den Umstand gegeben sind, dass der Export fast ausschließlich aus nicht heimatlichen Gebieten genommen

werden soll. Frankreich, Deutschland, Italien und selbst Spanien kommen durch ihre Eisenbahnen im Exportverkehre in directe Berührung mit dem Meere und dürfen daher auf eine international rechtliche Sicherstellung des Eisenbahnverkehres mit dem Auslande eher verzichten als Österreich, dessen eben zu erbauende Triester Linie unbedingt erst mit fremden Bahnen in freundschaftliche Relation wird treten müssen, um mit Erfolg unserem Seehafen nützen zu können.

Und just hierauf beruht die Schwierigkeit der Sache. Unsere Eisenbahngeschichte zeigt deutlich genug, dass der Kampf ums internationale Eisenbahnrecht ein mühevoller ist, insbesondere wenn man es mit einem Nachbarstaate zu thun hat, dessen Bestrebungen gerade gegen die Entwicklung des österreichischen Verkehres nach dem Westen und Süden gerichtet sind. Denn es ist ja aus der Erfahrung bekannt, dass uns Deutschland Vortheile im Interesse unseres Seehafens und folgerichtig zu Gunsten unseres Levantiner Verkehres nicht ohneweiters gewährt, und durch stete Herabminderung unserer Tarife allein werden etwas ferner liegende ausländische Absatzgebiete nicht erobert werden können.

Unsere Regierung scheint sich dieser Schwierigkeiten auch vollends bewusst zu sein und will eigentlich durch die neue Linie vorerst den Besitzstand Triests erhalten. Dieselbe soll gewissermaßen die Abwehr einer dem heutigen Bestande unablässig drohenden Gefahr einer Verkehrseinbuße bilden.

Und wenn im Laufe der Zeit günstige Umstände mitwirken, dann ist durch die zweite nach Westen gravitierende Exportlinie die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, durch tarifarische Actionen und im Wege internationaler Handelsconventionen fortschreitend unserem Seeemporium eine aufwärtsstrebende Entwicklung zu sichern.

(Schluss folgt.)

Beiträge zur inneren Geschichte der Türkei im 19. Jahrhundert, speciell Albaniens.

Sultan Mahmud II., welcher im Jahre 1808 die Regierung des türkischen Reiches antrat, ist der Urheber der gründlichen Änderung der inneren Verfassung des türkischen Reiches. Bis auf seine Zeit war die Verfassung eine auf feudalem Principe beruhende

Autonomie der Provinzen, welche dem nationalen Geiste und den nationalen Eigenthümlichkeiten der im türkischen Reiche lebenden nicht türkischen Nationalitäten volle, von keinem Centralismus eingeschränkte Freiheit ließ.

Die Verwaltung wurde von den erbgesessenen Familien der Aga und Bey ausgeübt, ihre Machtbefugnisse waren erbliche, die Regierung in Constantinopel, d. i. der Sultan und sein Divan nahmen nur Einfluss auf die Besetzung der höheren Ämter in der Provinzialverwaltung, der Posten der Sandschak Bey, der Beyler Bey und der Veziere.

Sultan Mahmud wollte die lose autonomistische Organisation durch eine straffe centralistische Verwaltung ersetzen, welche mit den im Heerwesen eingeführten Reformen in besserem Einklange stehen sollte. Die Verwirklichung dieser Pläne fand einen lebhaften Widerspruch bei den nicht türkischen Nationalitäten der Türkei, den Albaniern, Bosniern, Kurden, Syriern und Arabern, und beschwor harte innere Kämpfe herauf, welche bis in die Hälfte des 19. Jahrhunderts dauerten.

Ein sehr richtiger Beobachter der türkischen Verhältnisse, der französische Gesandte Mr. d'Avril, findet als Erklärung des Widerstandes, welchen die erwähnten Völker gegen die von Sultan Mahmud inaugurierte centralistische Politik leisteten, folgende drei Ursachen:

„Die erste Ursache ist die Rassenantipathie, von welcher die nicht türkischen Völker gegen die Osmanen erfüllt sind, und welche stärker ist als die Gemeinsamkeit der Religion. Der Charakter der Osmanen, welcher sich aus anderen Eigenschaften, anderen Gewohnheiten, anderen Fehlern zusammensetzt, kommt überall mit den nationalen Eigenthümlichkeiten der nicht türkischen Völker in Gegensatz, so dass dieselben den asiatischen Glaubensgenossen stets als einen fremden Beherrscher ansehen.

Die zweite Ursache der Feindseligkeit der nicht türkischen Mohamedaner gegen den Centralismus liegt in der Unordnung und den Übergriffen, welche sich die neue centralistische Verwaltung zuschulden kommen lässt. Die Türken hatten bishin nur geherrscht, jetzt fiengen sie an zu verwalten; nun besitzen wohl die Türken große Fähigkeiten zu beherrschen, sie haben dies gezeigt, indem sie lange die verschiedensten Völker dadurch regierten, dass die Regierung ihren Eigenthümlichkeiten Rechnung trug. Sie sind jedoch sehr schlechte Administratoren, denn sie können sich nie von der ihnen eigenthümlichen verblendeten und zügel-

losen Habgier freihalten, welche alle Quellen der öffentlichen Wohlfahrt vernichtet.

Die dritte Ursache ist, dass die centralistische Regierung überall mit Hilfe einer verrätherischen Politik eingeführt wurde; beide Vorgangsweisen haben die centralistische Regierung in den Augen der Bevölkerung mit einem unauslöschlichen Makel belastet."[1])

Albanien wurde zur Zeit, als Sultan Mahmud die Regierung antrat, von zwei Vezieren regiert. In Nordalbanien hatte die Familie Buschatli es verstanden, die Regierung des Landes bereits in der vierten Generation in ihrer Familie erblich zu machen; Mustafa Pascha von Scutari führte den Titel Vali von Iskenderie (d. i. Scutari), Ochri, Elbassan und Dukadschin. Der Vezier von Scutari aus der Familie Buschatli regierte also das jetzige Vilajet Scutari und nebstdem die Sandschak Elbassan, Ipek (dasselbe wurde in älteren Zeiten als Sandschak Dukadschin bezeichnet), Monastir (Ochrida und Umgebung), demnach ganz Nordalbanien mit Ausnahme einiger östlicher Bezirke.

In Südalbanien regierte der Vezier Ali Pascha von Tepelen; er hatte im Jahre 1770 das Paschalik von Janina erhalten und mit der Zeit seine Herrschaft auf ganz Südalbanien ausgedehnt, indem er für seine Söhne Muchtar Pascha das Sandschak von Berat, Veli Pascha das Sandschak Tirhala (Thessalien), Salih Pascha das Paschalik Lepanto (Aetolien und Akarnanien) erlangte.

Mit den Plänen und Absichten des Sultans Mahmud stand besonders die Machtstellung des Veziers Ali Pascha von Janina in Widerspruch. Die Übergriffe und gewaltthätigen Handlungen, welche Ali Pascha sich erlaubte, das Drängen und die Vorstellungen der zahlreichen Feinde, die er sich gemacht hatte, trieben zu einem Conflict zwischen dem Sultan und seinem mächtigen Vasallen. Der Anstoß dazu wurde dadurch gegeben, dass Ali Pascha einen seiner Widersacher, Ismail Pascho Bey, in Constantinopel ermorden zu lassen versuchte. Der Sultan befahl hierauf Ali Pascha, binnen 40 Tagen vor ihm zu erscheinen, um sich zu rechtfertigen, widrigenfalls er als Rebell in Acht gethan würde. Da Ali Pascha diesem Befehle nicht nachkam, entsetzte ihn der Sultan seiner Würde als Vali von Janina und Delvino und ordnete im April 1820 eine militärische Expedition gegen ihn an.

---

[1]) Négociations relatives au traité de Berlin, pag. 19.

Der Verlauf dieser Kämpfe ist von Hugo Pouqueville, welcher als französischer Generalconsul in Janina Zeitgenosse und Augenzeuge der Ereignisse war, und welchem ich in der bisherigen Darstellung gefolgt bin, in seinem Buche „Histoire de la régeneration de la Grèce" mit allen Details geschildert worden. Nach zweijährigem Widerstande ergab sich Ali Pascha dem Serasker Churschid Pascha, wurde jedoch unter Bruch des gegebenen Treuwortes auf Befehl des Sultans am 5. Februar 1822 ermordet.

Die Bekämpfung des Veziers von Südalbanien war der Funke, welcher einen großen Brand entzündete: die Insurrection der Griechen und ihre Kämpfe, um sich von der türkischen Herrschaft zu befreien. Während der Jahre 1821 bis 1829 absorbierte die Insurrection, welche bald ein richtiger Krieg wurde, die ganze Thätigkeit und alle Kräfte der Türkei, umsomehr als letztere im Verlaufe des Krieges mit den Griechen noch in einen Krieg mit Russland (1828 bis 1829) verwickelt wurde. Während dieser Zeit ruhten die Bestrebungen des Sultans Mahmud, die innere Organisation seines Reiches zu reformieren.

Der Großvezier Mehmed Reschid Pascha, welcher in den letzten Jahren des griechischen Krieges das Obercommando gegen die Griechen führte, hatte mit den Albaniern schlechte Erfahrungen gemacht. Ganz Südalbanien stand in Waffen, um unter ihren Bey und Aga als Irreguläre die Action der großherrlichen Armee wider die Griechen zu unterstützen. Da die türkische Armeeverwaltung nicht imstande war, diesen Irregulären den bedungenen Sold auszuzahlen, so kamen wiederholt Differenzen zwischen dem Armeeobercommando und den irregulären Contingenten vor; dieselben meuterten, verließen ihre Stellungen, setzten sich gewaltsam in Besitz von Staatsgut oder erhoben von der Bevölkerung Kriegscontributionen, um sich für ihre Forderungen schadlos zu halten. Die in den Krieg ziehenden oder aus dem Kriege zurückkehrenden Irregulären plünderten und brandschatzten die ruhig gebliebenen Unterthanen des Sultans. Alle diese Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten erzeugten in Mehmed Reschid Pascha einen tiefen Groll und eine starke Abneigung gegen die Albanier. Er wusste seine Gesinnungen dem Sultan Mahmud mitzutheilen, und es wurde beschlossen, das unbotmäßige Selbstgefühl und die Selbständigkeit der albanischen Bevölkerung zu brechen und dieselbe zu widerspruchsloser Unterwerfung unter den Willen der Constantinopler Regierung zu zwingen.

Die Durchführung dieser Absichten erfuhr einen Aufschub, indem Mehmed Reschid Pascha im Anfange des Jahres 1829 zum Groß-

vezier und Commandanten des gegen die Russen kämpfenden Heeres ernannt wurde. Da Reschid Pascha überall, wo er den Russen sich entgegenstellte, sich von ihnen schlagen ließ, war der russisch-türkische Krieg bald beendet, am 26. September 1829 wurde der Friede von Adrianopel geschlossen, und Reschid Pascha konnte auf den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit zurückkehren, um den in ihm lange kochenden Groll wider die Albanier endlich zu befriedigen.

Er nahm sich zum Muster das Vorgehen Mehmed Ali Paschas von Ägypten, welcher sich der ihm lästigen Mamluken durch das Massacre in der Citadelle von Cairo im Jahre 1811 entledigte, ein Muster, welches die allerhöchste Ratificierung dadurch erhalten hatte, dass Sultan Mahmud es in dem Massacre der Janitscharen am Atmej-dan im Juni 1826 nachahmte.

Im Juni 1830 richtete Reschid Pascha an alle Bey, welche im griechischen Kriege gedient hatten, die Einladung, in Monastir bei ihm zu erscheinen, damit ihre Forderungen an rückständiger Löhnung für die von ihnen ins Feld gestellten Irregulären beglichen werden könnten und ihm, dem Großvezier, Gelegenheit gegeben werde, die albanischen Führer für die geleisteten treuen Dienste zu belohnen. Eine große Anzahl der Berufenen kam, ein jeder Bey von einigen Gefolgsleuten begleitet, im ganzen gegen 500 Personen.

Nach einigen Tagen veranstaltete der Großvezier ein Exercieren seiner Garnison nach den in der türkischen Armee neu eingeführten europäischen Reglements; er lud dazu sämmtliche Albanier ein, ließ jedoch einige, welchen er wohlwollend gesinnt war, auffordern, nicht zu erscheinen. Im Verlaufe des Exercierens machte die Artillerie und Infanterie Front gegen die Gruppe der albanischen Führer und gab einige scharfe Salven auf sie ab, die genügten, um die ahnungslosen Zuschauer insgesammt niederzumachen. Von hervorragenden Führern fanden den Tod Arslan Bey von Karamuratades, welcher an der Einnahme von Athen theilgenommen hatte, Veli Bey Gjorosani, welcher zuletzt Gouverneur von Prevesa und Arta war.

Da jedoch das Massacre von Monastir nicht alle Führer der Albanier getroffen hatte, setzte der Großvezier Reschid Pascha die Treibjagd auf sie fort. In Janina befanden sich der Bruder Arslan Beys, Edhem Bey, und der Bruder Veli Beys Gjorosani, Muslim Bey. Reschid Pascha befahl seinem Sohne Emin Pascha, welcher das Sandschak Janina verwaltete, die beiden Bey auf das Castell zu berufen und dort vom Leben zum Tod zu be-

fördern. Muslim Bey gieng in die Falle und wurde ermordet; Edhem Bey dagegen war nicht so leicht zu täuschen, und auf die Nachricht der Hinrichtung seines Genossen ließ er zur Rache die Stadt Janina durch seine Leute plündern und zog dann in seine Heimat ab, ohne dass der Gouverneur Emin Pascha imstande gewesen wäre, es zu verhindern.

Aliko Bey Liamtzi, welchen Reschid Pascha ebenfalls umbringen lassen wollte, vertheidigte sich 20 Tage lang in dem Kloster Ostanitza in der Landschaft Pogoniani wider die Soldaten des Großveziers, schlug sich schließlich durch sie durch und entkam ins Gebirge.

Reschid Pascha wurde in dieser Thätigkeit unterbrochen, indem der Vezier von Scutari Mustafa Pascha Buschatli sich gegen die Constantinopler Regierung erhob und Reschid Pascha im März 1831 Janina verließ, um das Commando gegen Mustafa Pascha zu übernehmen.

Mustafa Pascha von Scutari war im Jahre 1820, dem Aufgebot des Sultans Mahmud gehorchend, wider Ali Pascha von Janina ins Feld gerückt; doch kaum hatte er den Schkumbifluss überschritten, so musste er schleunigst nach Scutari zurückmarschieren, um sein eigenes Gebiet gegen die Montenegriner zu vertheidigen, welche offenbar über Anstiften des Ali Pascha von Janina dort eingefallen waren. Im Jahre 1823 war Mustafa Pascha neuerdings über Befehl des Sultans mit seiner Armee auf den griechischen Kriegsschauplatz abgegangen; er drang damals bis Karpenisi vor, der berühmte Marko Botscharis fand im Kampfe mit den Truppen Mustafa Paschas den Tod, und die denkwürdige Belagerung von Missolungi wurde von Mustafa Pascha begonnen. Die unter den an der Belagerung theilnehmenden orientalischen Truppen ausgebrochene Pest, die durchaus mangelhaften Vorkehrungen der Armeeleitung, welche die Belagerungstruppen ohne Lebensmittel und ohne Schutz gegen die Unbilden des Winters ließ, zwangen Mustafa Pascha, mit seiner Armee sich von Missolungi zurückzuziehen, und da er nirgends in Südalbanien geeignete Winterquartiere auftrieb, musste er bis in seine Provinz zurückmarschieren.

Sultan Mahmud war über den Rückzug des Veziers von Scutari aufs höchste erbittert und fasste den Entschluss, denselben auf die gleiche Weise wie seinerzeit den Vezier von Janina zu beseitigen, da auch er ein Hindernis der centralistischen und auf Aufhebung der Autonomien gerichteten Sultanspolitik war. Mustafa Pascha war

über diese Gesinnungen des Sultans informiert und fortan darauf bedacht, dass der unausweichlich gewordene Kampf ihn möglichst gut gerüstet finde. Er unterließ es, ferner in den griechischen Krieg auszurücken; als Russland im April 1828 den Krieg an die Türkei erklärte, schob Mustafa Pascha den Ausmarsch seines Contingentes sehr lange hinaus, er erschien erst nach der Einnahme von Adrianopel (30. August 1829), als General Diebitsch auf Lule-Burgas und Tschorlu, also auf die Hauptstadt Constantinopel vordrang, in der Nähe des Kriegsschauplatzes.

Die Gegner der Politik des Sultans setzten ihre Hoffnung auf die Armee Mustafa Paschas, sie erwarteten, derselbe werde in Constantinopel einrücken, und dies wäre das Signal zur Entthronung des Sultans Mahmud gewesen. Der Sultan, über diese Ideen auf dem Laufenden, verhängte zahlreiche Verhaftungen in der Hauptstadt, gegen 600 Personen wurden als Mitglieder einer Verschwörung hingerichtet, und er beeilte sich, den Frieden mit Russland abzuschließen, um Mustafa Pascha von Scutari den Vorwand zu benehmen, mit seiner Armee länger in der Nähe der Hauptstadt zu verweilen.

Trotzdem Mustafa Pascha genau wusste, dass der Sultan Mahmud ihn vernichten wolle, hatte er, da sein Charakter ihn zu großen Entschlüssen nicht befähigte, nicht gewagt, durch eine kühne Stellungnahme seinerseits den ersten Schlag zu führen und den Sultan Mahmud zu stürzen — was er in jener Lage im Jahre 1829 imstande gewesen wäre.

Das Massacre von Monastir vom 30. Juli 1830 flößte aber Mustafa Pascha von Scutari einen solchen Schrecken ein, dass sein Zaudern ein Ende nahm. Er stellte mit den verschont gebliebenen Führern in Südalbanien, Ismail Pota in der Toskeri, welcher gewöhnlich Silihdar Pota genannt wird, da er bei dem Vezier Ali Pascha das Amt eines Silihdar, d. i. Waffenträgers bekleidete, und den Bey von Filates und Aidonat in der Tschamuri, ein Einvernehmen her und schlug los.

Mustafa Pascha rückte auf Monastir los, wo sich der Großvezier Reschid Pascha mit seiner Armee befand; der erste Zusammenstoß hatte im Babunagebirge bei Prilip statt. Die Truppen Mustafa Paschas wurden geschlagen und liefen auseinander, so dass Mustafa Pascha, ohne an einem zweiten Punkte sich dem Großvezier entgegenzustellen, direct nach Scutari retirierte, wo er sich in die Citadelle einschloss und die Belagerung durch Reschid Pascha erwartete. Der Großvezier ließ auch nicht lange auf sich warten, er

erreichte, ohne von den Albaniern aufgehalten worden zu sein, Scutari und begann sofort die Belagerung der Citadelle.

Der Vezier Mustafa Pascha rief die Vermittlung Österreichs an. Im November 1831 war er gezwungen zu capitulieren, doch hatte die Mediation Österreichs bei der türkischen Regierung den Erfolg, dass Mustafa Pascha von jeder Strafe frei ausgieng und nur verhalten wurde, seinen Wohnsitz in Constantinopel zu nehmen. Sein ganzes Privateigenthum verblieb ihm ungeschmälert und ist noch jetzt in den Händen seiner Enkel.

Während dieser Vorgänge bekämpfte der Sohn des Großveziers, Emin Pascha, welchen sein Vater als Gouverneur in Janina zurückgelassen hatte, die Verbündeten des Veziers von Scutari in Südalbanien. Er schlug die Bey der Tschamuri, welche auf Janina losrückten, bei dem Dorfe Veltschista am 3. Juli 1831; die Bey schlossen sich im Castell von Aidonat ein, mussten aber, nachdem sie 2 Monate der Belagerung Widerstand geleistet hatten, sich an Emin Pascha ergeben.

Gegen Ismail Silihdar Pota, den anderen Verbündeten des Veziers von Scutari, welcher sich in seiner Heimat in dem Castell Melissina verschanzt hatte, disponierte der Großvezier den Pascha von Salonik, Mahmud Pascha. Silihdar Pota vertheidigte sich 5 Monate lang so erfolgreich, dass ihm Mahmud Pascha endlich freien Abzug mit seiner gesammten beweglichen Habe bewilligen musste.

Dieser albanische Parteigänger Ismail Aga stammt aus dem Dorfe Pota oder Podes im Bezirke Liaskovik und wird nach dem in Südalbanien befolgten Brauche mit dem Namen seines Heimatsdorfes bezeichnet. Er war einer der Getreuen des Veziers Ali Pascha von Janina, welcher ihm in seinem Hofstaate die Charge eines Silihdar verlieh, weshalb Ismail Aga gemeiniglich Silihdar Pota genannt wird. Er kämpfte im Interesse seines Herrn Ali Pascha wider die Truppen des Serasker Churschid Pascha, diente jedoch nach Alis Fall dem Sultan in dem Kriege gegen die aufständischen Griechen in Thessalien. Im Jahre 1823 wurde er beim Sultan verleumdet und durch einen Ferman proscribiert; es gelang ihm, sich zu retten, indem er mit eigener Hand vier Kapudschi Baschi, welche den Auftrag hatten, ihn zu ermorden, tödtete. Er verließ darauf mit seinen Irregulären den Kriegsschauplatz und zog sich in seine Heimat zurück, dem Sultan, der Hohen Pforte und allen Osmanen ewigen Hass schwörend. (Pouqueville, Histoire de la régéneration de la Grèce, IV, 449.)

Im März des folgenden Jahres 1833 bildete sich in Südalbanien eine neue Erhebung gegen die türkische Regierung. Einige Bey und Aga, welche sich, durch das Monastirer Massacre im Jahre 1830 erschreckt, nach Griechenland geflüchtet hatten, kehrten nach Südalbanien zurück und versuchten die neue Verwaltung zu stürzen und die Beamten derselben aus dem Lande zu treiben. Diese Führer waren Abdul Bey Koka aus Delvino, Tafil Busi, Zejnel Aga Dscholeka und Mahmud Bairakdar. Da Emin Pascha von Janina ihnen mit einer starken Militärmacht entgegentrat, begaben sie sich wieder in das türkisch-griechische Grenzgebirge zurück.

Im Sommer desselben Jahres erhob sich der Bezirk von Ginokastra gegen die neue Verwaltung und tödtete die Regierungsbeamten; die Albanier besetzten die Pässe von Episkopi und Xerovalti in der Nähe von Delvinaki, welche den Zugang in das Thal von Ginokastra von Janina her bilden, sie wurden jedoch von Emin Pascha durch Umgehung ihrer Stellung gezwungen, letztere zu räumen, und von seinen Truppen zersprengt. Emin Pascha hatte zu der Expedition auch die Christen des Bezirkes Pogoniani herangezogen, die ihm große Dienste leisteten; die Aufständischen von Ginokastra straften später dieselben für diese den Türken geleisteten Dienste, indem sie ihren Anführer, den Kapitan Johann Daka, lebendig am Spieße brieten und seinen Sohn sowie drei andere Hausgenossen tödteten.

Im März 1834 wiederholten die früher genannten albanischen Führer ihren Einfall nach Südalbanien; ihre Unternehmung war diesmal erfolgreich, sie konnten sich im Kurwelesch festsetzen und eine Truppe von 2000 Mann sammeln. Sie nahmen Berat und schlossen die türkische Besatzung in der Festung ein; von da rückten sie gegen Janina, der Kaimakam von Janina Hassan Aga trat ihnen zwar mit 8000 Mann regulärem Militär bei Cervari 6 Stunden nördlich von Janina entgegen und umzingelte sie dort, Tafil Busi, der Führer der Aufständischen, schlug sich indes mit großer Kühnheit durch und zog sich in den Kurwelesch nach Tepelen zurück. Die Regierung begann mit den Aufständischen zu unterhandeln, und es gelang ihr, dieselben zu bewegen, von der Erhebung abzustehen.

In Nordalbanien konnte der Großvezier Mehmed Reschid Pascha, nachdem er den Erbstatthalter von Scutari, Mustafa Pascha Buschatli, bezwungen hatte, das vom Sultan Mahmud beabsichtigte Werk der Niederwerfung der albanischen Feudalherren nicht fortsetzen, da er im März 1832 schleunigst nach Kleinasien berufen wurde, um

das Commando über die Armee zu übernehmen, welche dem aus Syrien gegen Constantinopel vordringenden Heere des Paschas von Ägypten den Weg verlegen sollte; Mehmed Reschid Pascha wurde am 21. December 1832 bei Konia geschlagen.

Als durch den unter russischer Vermittlung am 4. Mai 1833 abgeschlossenen Frieden mit dem Pascha von Ägypten die äußeren Verwicklungen der Türkei beseitigt wurden, konnte Sultan Mahmud sich wieder seiner Reformthätigkeit im Innern widmen.

Der General Hafiz Pascha, Gouverneur von Scutari, hatte Instructionen, wonach er, um die vom Sultan Mahmud für die Türkei adoptierte centralistische Regierungsmethode zu ermöglichen, die Unbotmäßigkeit der Bevölkerung von Scutari brechen sowie das neue Recrutierungssystem für ein stehendes Heer einführen sollte. Das diesen Instructionen entsprechende energische Vorgehen Hafiz Paschas entfesselte im Jahre 1835 einen Aufstand in Scutari, zu dessen Niederwerfung die Kräfte des Gouverneurs nicht ausreichten. Sultan Mahmud entsandte im August 1835 den Rumili Valissi aus Monastir, Mahmud Hambi Pascha, nach Scutari, doch auch letzterem gelang es nicht, die Aufständischen zu besiegen, er begnügte sich damit, durch einen Vergleich die Ruhe äußerlich und vorläufig herzustellen.

Konnte sohin der Rumili Valissi Mahmud Pascha gegen die Bevölkerung von Scutari zwar nichts ausrichten, so setzte er das Werk, welches Sultan Mahmud sich vorgezeichnet hatte, und welches der Großvezier Mehmed Reschid Pascha in Nordalbanien mit dem Sturze Mustafa Paschas Buschatli begonnen hatte, fort, indem er eine Reihe kleinerer Feudalherren aus der erblichen Verwaltung ihrer Bezirke entfernte. Er nahm Ibrahim Bey von Kavaja fest und schickte ihn als Gefangenen nach Constantinopel; sämmtliche Güter dieser reichen Familie wurden confisciert und bilden jetzt ein sehr einträgliches Eigenthum der kaiserlichen Civilliste.

Im Jahre 1836 nahm der Rumili Valissi den Feudalherrn von Ipek Arslan Pascha Mahmud Begolai, von Djakova Sejfuddin Pascha, von Prizren die Brüder Mahmud und Emin Pascha und von Dibra Sulejman Bey Gulogli oder Hodschogli[1]) fest, enthob sie ihrer Stellungen als Gouverneure der betreffenden Districte und schickte sie ins Exil zumeist nach Anatolien.

[1]) Consul v. Hahn gibt in „Drin- und Vardarreise" die Tradition, welche in Dibra sich bezüglich dieser Familie erhalten hat. Hassan Pascha Hodschogli soll circa 1460 die Citadelle von Dibra erbaut haben. Er fiel in einem Feldzuge

Er konnte die Zerstörung der feudalen Macht in Albanien nicht vollenden, weil er in Üsküb im September 1836 starb.

Im Jahre 1840 wurden die in Dibra zurückgebliebenen Söhne Sulejman Beys Gulogli, Omer Bey und Mersid Bey, mit den übrigen Gliedern der Familie durch den Rumili Valissi festgenommen und nach Angora exiliert, da die kaiserlichen Behörden vorgaben, dass diese Familie, wenn auch ihrer Würde entkleidet, dennoch durch ihren Einfluss die Unterwerfung ihres Districtes unter die centralistische Herrschaft der Constantinopler Regierung verhindere.

Unter den feudalen Familien Albaniens blieben diesmal vor Vernichtung bewahrt die Erbstatthalter von Tetovo (türkisch Kalkandele) und Üsküb [1]), die Brüder Abdurrahman Pascha und Avdi Pascha, sowie die Herren von Prischtina und dem Kosovopolje, Abdurrahman und Jaschar Pascha. [2]) Die Pascha von Üsküb und Tetovo wurden im Jahre 1843 aus Anlass eines zwischen ihnen ausgebrochenen Zwistes, welchen sie durch einen Privatkrieg austragen wollten, nach Constantinopel berufen; es wurde ihnen die Verwaltung ihrer alten Lehensbezirke aberkannt und sie selbst in Kleinasien interniert.

Auch die Feudalherren von Prischtina wurden seitens der türkischen Regierung aus dem angestammten Sitze ihrer Familie entfernt, denn

gegen Ungarn (1467 ?), und sein Grab ist in Warasdin in Croatien noch zu sehen. Seine Nachkommen hatten das Paschalik von Dibra inne bis auf Ishak Pascha, der circa 1836 wegen seines Widerstandes gegen die Reform abgesetzt und verbannt wurde (richtig muss es lauten Hakki Pascha und 1844).

[1]) Griesebach, Reise durch Rumelien, II, S. 230, erwähnt im Jahre 1843 diese Familie.

[2]) Consul v. Hahn sagt (im Jahre 1858 in seiner „Reise von Belgrad nach Salonik") von der Familie: „Sie betheiligte sich bei den verschiedenen Bewegungen der Landaristrokratie gegen die neue Ordnung der Dinge und verlor nicht nur ihre Herrschaft, sondern auch den größten Theil ihres Privatvermögens. Die einzelnen Familienglieder kamen dabei um oder starben im Elend.

Diese Familie stammt aus dem in der Nachbarschaft von Prizren gelegenen Dorfe Dschinitsch (richtig Dschinaj oder Dschonaj) und war vor etwa 100 Jahren (circa 1760) nach Nowo Brdo übersiedelt, wo sie sich alsbald an die Spitze schwang.

Reschid Bey verlegte seine Residenz nach Gilan und gründete dieses Städtchen."

Im Jahre 1807, als der französische Reisende H. Pouqueville auf der Reise von Travnik nach Janina hier durchpassierte, war Malik Pascha der Chef der Familie und Gouverneur von Prischtina und dem Kosovopolje, sein Bruder Mustafa Bey residirte in Gilan. (Voyage de la Grèce, III, 166.)

die Enkel des oben erwähnten Jaschar Pascha von Prischtina sind in Constantinopel aufgewachsen und haben dort ihren ständigen Wohnort.

Nachdem so die bedeutenderen Dynasten in Albanien ihrer Macht entkleidet waren, gieng die Constantinopler Regierung daran, an die Stelle der bisherigen feudalen Verwaltung die neu adoptierte centralistisch-bureaukratische zu setzen. Der nördliche Theil Albaniens wurde in ein Verwaltungsgebiet zusammengefasst, welches seine Centralstelle in Monastir hatte, und an dessen Spitze der „Rumili Valissi" stand; dieses Ejalet Rumili wurde durch den kaiserlichen Hattischerif vom 6. Rebiul-ewel 1252 (1836) aus folgenden Territorien gebildet:

Scutari, Prizren, Ipek waren jedes ein sogenanntes Liwa (Kreis) und standen unter einem General — gewöhnlich Ferik — der regulären Armee; Prischtina, Üsküb, Tetovo standen unter einheimischen Paschas und gehörten bald zum Ejalet Rumili, bald zum Ejalet Sofia; Kavaja mit Durazzo, Tirana, Pekin, Elbassan, Mat, Dibra, Gora und Mokra, Korča und Starova gehörten als Bezirke zum Liwa Ohrida, an dessen Spitze ein Kaimakam des Rumili Valissi amtierte; Monastir und sein Gebiet wurden direct vom Vali verwaltet.

Der südliche Theil Albaniens bildete das Ejalet Janina; es umfasste die Kaimakamlik Berat, Argyrokastro, Arta und die um Janina liegenden Bezirke; auch Thessalien gehörte zeitweise als Kaimakamlik zum Ejalet Janina.

Die Einhebung der Steuern war den Vali überlassen; die Umlage und Eintreibung der Steuern erfolgte nicht direct durch staatliche Organe, sondern im Wege der Steuerverpachtung (türkisch Iltisam). Die Steuern einer Provinz wurden an einen privaten Unternehmer für ein oder mehrere Jahre um eine Pauschalsumme verpachtet, welche derselbe direct an den Staatsschatz in Constantinopel abzuführen hatte; in welcher Weise dann dieser Steuerpächter die Steuern bemaß und umlegte, wie er sie einhob, darum bekümmerte sich die Staatsverwaltung nicht weiter. Sehr häufig waren die Vali selbst die Steuerpächter; so hatte im Jahre 1833 der Vali Mahmud Hamdi Pascha die Staatseinkünfte des Ejalet Janina für ein Jahr gepachtet, in den Jahren 1842 bis 1844 hatte sie der Vali Nuri Osman Pascha 3 Jahre lang in Pacht. Man kann sich leicht vorstellen, zu welchen Übelständen es führen musste, wenn das Amt eines Generalgouverneurs, der unumschränkt über alle Machtmittel der Staatsgewalt

verfügte, mit dem Privatgeschäfte eines Steuerpächters, welcher seinerseits aus seiner Speculation den möglichst großen Gewinn erzielen wollte, in einer und derselben Person vereint war.

Ein türkischer Staatsact, der Hattischerif von Gülchane, charakterisiert das System mit diesen Worten: „Dans ce système l'administration civile et financière d'une localité est livrée à l'arbitraire d'un seul homme, c'est à dire quelque fois à la main de fer des passions les plus violentes et les plus cupides: car si ce fermier n'est pas bon, il n'aura d'autre soin que celui de son propre avantage."

Diese Verhältnisse waren wenig geeignet, in der Bevölkerung Albaniens die Überzeugung hervorzurufen, dass sie bei der Ersetzung der erblichen, feudalen Gouverneure durch amovible, vom Centrum des Reiches in allem abhängige fremde Functionäre einen guten Tausch gemacht hatten.

*

Die Ideen über die Reform der Verwaltung des türkischen Reiches, welche dem Sultan Mahmud unklar vorgeschwebt hatten, erhielten eine präcise Formulierung durch einen Staatsact seines Nachfolgers Sultan Abdul Medschid, welcher unter dem Namen „Hattischerif von Gülchane" bekannt und vom 3. November 1839 datiert ist. Dieser Staatsact ist besonders für zwei Zweige der Verwaltung der Ausgangspunkt einer Reihe von neuen Einführungen, für die Wehrverfassung und für das Steuerwesen des Reiches. Das kaiserliche Patent verfügt darüber: „Il est nécessaire d'établir des lois pour régler le contingent que devra fournir chaque localité selon les nécessités du moment et pour réduire à 4 ou 5 ans le temps du service militaire." Ferner:

„Il est nécessaire que désormais chaque membre de la société Ottomane soit taxé pour une quotité d'impôt déterminée en raison de sa fortune et de ses facultés et que rien au-delà puisse être exigé de lui."

Das angekündigte Wehrgesetz erschien unter dem 6. September 1843.

Die Steuerverwaltung wurde den Gouverneuren abgenommen und einem gesonderten Personale von Steuereinnehmern übertragen, welche vom Finanzministerium in Constantinopel geleitet werden. Es wurden als neue Steuern eine Viehsteuer (türkisch Agnam vulgär

Dscheleb genannt) und eine Haus- und Gehöftesteuer (türkisch Vergü) eingeführt und der Zehent, welcher bisher von den Spahi eingetrieben worden war, fortan für den Staatsschatz erhoben.

Der Hattischerif von Gülchane wurde am 4. Januar 1840 in Scutari durch einen von Constantinopel entsandten Specialcommissär publiciert. Die Constantinopler Regierung begnügte sich jedoch vorläufig mit der Verlesung dieses kaiserlichen Patentes und sah davon ab, die neuen Gesetze, welche in dessen Verfolg erlassen worden waren, in Albanien zur Geltung zu bringen.

Emin Pascha, der Sohn des Großveziers Mehmed Reschid Pascha, des großen Anhängers der centralistischen Ideen des Sultans Mahmud, war in der Zeit vom März 1831 bis October 1833 und vom November 1836 bis September 1837 Vali in Südalbanien gewesen, und getreu den Ideen seines Vaters und gleich demselben ein Feind der Albanier, hatte er getrachtet, die Soldatenaushebung und die anderen Neuerungen, welche Sultan Mahmud anbefohlen hatte, in Südalbanien mit Gewalt durchzusetzen. Diese Maßregeln hatten die im früheren Abschnitte erzählten Aufstände von 1833 und 1834 hervorgerufen. Im Jahre 1837 brach, durch Emin Paschas Verwaltung provociert, abermals ein Aufstand unter Führung des Ali Bey Frakula in der Musakija und in den Bezirken Berat und Valona aus. Die Constantinopler Regierung sah ein, dass das zu scharfe Vorgehen Emin Paschas nicht am Platze sei, sie berief ihn ab und verzichtete vorderhand darauf, die Reform in Südalbanien einzubürgern.

So blieben für Albanien der Hattischerif von Gülchane sowie die auf seiner Grundlage erlassenen neuen Gesetze während der Jahre 1839 bis 1844 ohne Anwendung.

Bei einem wiederholten Versuche, in Nordalbanien die neuen Wehr- und Steuergesetze einzuführen, erhob sich in jenen Provinzen ein allgemeiner Widerstand gegen die centralistische Politik der türkischen Regierung. Trotz der Entfernung der feudalen Familien von der Regierung der einzelnen Districte und der Übernahme der Verwaltung durch die Bureaukratie der Centralregierung fügte sich die Bevölkerung keineswegs dem Centralismus. Die Opposition wider den Centralismus und das Eintreten für die individuelle Autonomie Albaniens und dessen autonomistische Einrichtungen, welche früher von den wenigen feudalen Familien in ihrem eigenen Interesse unterhalten worden waren, wurden nun von den breiteren Schichten der städtischen Bevölkerungen als Trägern dieser Ideen aufgenommen. Die Bewegung kam in einer

Reihe von localen Erhebungen gegen die centralistische Verwaltung zum Ausdruck.

Im September 1839 verjagte die Bevölkerung von Prizren den Gouverneur Ismet Pascha. Der Rumili Valissi stellte an den Kapetan der Mirditen das Ansinnen, die Stadt Prizren mit seinen Mirditen für die Constantinopler Regierung zu besetzen; da der Kapetan es verweigerte und der Statthalter selbst über keine genügenden militärischen Kräfte verfügte, so gab die Regierung nach, ließ die Provinz von Prizren ungestraft und erfüllte einen Theil der Forderungen der Bevölkerung.

Im Jahre 1844 brach in Üsküb, Tetovo und Prischtina ein Aufstand aus, welcher gegen die centralistische Regierungspolitik, gegen die Aushebung von Recruten für das stehende Heer und gegen die neuen Steuern gerichtet war. Zwischen Üsküb und Köprülü sammelte sich unter Commando des Derwisch Aga Zara ein albanisches Heer von etwa 10.000 Mann; der Rumili Seraskeri (Corpscommandant von Monastir) Reschid Pascha wurde beauftragt, die Rebellion niederzuschlagen. Der General Omer Pascha Frenk (seinerzeitiger österreichischer Grenzerfeldwebel Michael Lattas und späterer Serdar Ekrem) schlug beim Dorfe Kaplan die Albanier und nahm Üsküb ein. Darauf occupierte der General Haireddin Pascha Tetovo. Anfang Juli 1844 ergab sich auch Prischtina an den Rumili Seraskeri, und damit konnte der Aufstand als beendet angesehen werden. Bei der Bekämpfung der Aufständischen hatte der Kapetan der Mirditen Bib Doda mit einem Contingente der Seinen die ihm vorgeschriebene Heeresfolge geleistet und sich sehr verdient gemacht. Er wurde vom Serasker wiederholt ausgezeichnet, und überdies verlieh man ihm einen Ehrensäbel nebst einem Paar Pistolen.

(Schluss folgt.)

Technische Fortschritte in Österreich und Ungarn.

Die neuen Panzerschiffe der k. und k. Kriegsmarine Typ Habsburg.

Mit einem Vollbild und drei Planskizzen.

Der bevorstehende Stapellauf S. M. Schiffes „Árpád" gibt uns den Anlass zu der nachfolgenden Beschreibung, welche umso willkommener sein dürfte, als diese unsere neueste, modernste Schiffsclasse, welche sowohl betreffs der Größe des Deplacements, als hinsichtlich der Mächtigkeit ihrer Kampfmittel über die bisherigen Bauten der k. und k. Kriegsmarine hervorragt, bereits im Vorjahre (September 1900) durch S. M. Schiff „Habsburg" den ersten Repräsentanten erhalten und das Interesse auch nicht fachmännischer Kreise auf sich gezogen hatte.

Der Entwurf zu dieser Panzerschiffsclasse stammt vom k. und k. Schiffbauoberingenieur I. Cl. Siegfried Popper. Die ersten Kielplatten zu „Habsburg" wurden auf dem westlichen der beiden neu erbauten Steinstapeln der Werfte S. Marco des „Stabilimento tecnico triestino" im März 1899 gelegt, somit waren seit der Kiellegung bis zum Stapellauf nicht ganz 18 Monate verflossen, was bei der Größe und Compliciertheit des Baues einen anerkennenswerten Beweis von der Leistungsfähigkeit dieser vaterländischen Werfte gibt und auch indirect ein Urtheil auf die Productionsfähigkeit unserer heimischen Hüttenindustrie gestattet, nachdem das gesammte Baumaterial bis auf einige specielle Walzprofile, die von England geliefert wurden, einschließlich der Panzerplatten von österreichischen und von ungarischen Eisenhütten geliefert wurde.

Die Hauptdimensionen dieser Schiffsclasse sind:

Länge zwischen den Perpendikeln . . .	107·6	*m*
Größte Breite im Hauptspant . . .	19·8	„
Constructionstiefgang	7·1	„
Höhe von Kielunterkante bis Oberdeck Rechtlinie	12·52	„
Deplacement	8340	Tonnen

Typisch repräsentiert diese Classe ein Schlachtschiff, und dementsprechend ist das Hauptgewicht auf die offensiven und defensiven Kampfmittel gelegt worden, es ist aber auch eine bedeutende Geschwindigkeit und ein großer Actionsradius jedem Schiffe gegeben worden.

Der in den erwähnten Dimensionen erbaute Schiffskörper ist nach den neuesten Principien der Schiffbautechnik hergestellt, die Anordnung und Dimensionierung der Bautheile mit Rücksicht auf eine rationelle Raumausnützung, große Widerstandsfähigkeit der Structur und Gewichtsökonomie durchgeführt. Die Schwimmfähigkeit des Körpers ist durch einen auf 63% der Schiffslänge reichenden Doppelboden mit einer zahlreichen Untertheilung in Zellen gewährleistet, daran anschließend entwickelt sich bis zum Batteriedeck, also auf 3·2 *m* über Wasser ein System von wasserdichten Schotten, so dass im ganzen 174 voneinander getrennte wasserdichte Räume gebildet werden und einem Umsichgreifen von Überflutungen durch Wassereinbrüche vorgebeugt ist. Allerdings ist eine wohldurchdachte und streng durchgeführte Abschließung der Räume für die Bequemlichkeit des ungehinderten Verkehrs in den unteren Räumen nicht von Vortheil, aber das Princip des Compromisses, das beim Entwurf eines Kriegsschiffes eine Hauptrolle spielt, macht sich auch bei der Disposition der wasserdichten Abtheilungen geltend.

Hand in Hand mit der Untertheilung in Zellen und Compartements gehen die Einrichtungen zum Auspumpen des eingedrungenen Wassers, und diesbetreffend sind zwei Hauptdrainagerohre im Sod ober dem Innenboden eingebaut, wovon das größere mit den Centrifugalpumpen, das kleinere mit sechs Dampfpumpen und zwei Handpumpen in Verbindung steht. Nicht alle Räume stehen in directer Verbindung mit diesen zwei Sammelrohren, von den entlegenen Räumen wird das zu bewältigende Wasser durch Hähne und Ventile in den Schotten den Saugkörben der Pumpen zugeleitet.

Die vorhandenen Zellen werden theilweise auch dazu verwendet, um entstandene Schlagseiten auszugleichen; es sind je einige Zellen zu einer Gruppe vereint, welche durch ein Seeventil mit Kingston und durch ein Vertheilungsrohrnetz mit Seewasser angefüllt werden können. Andere Zellen dienen zum Mitführen von Kesselspeisewasser, einzelne an den Schiffsenden situierte Abtheilungen sind mit Einrichtungen versehen, um durch Einlassen von Seewasser die Neigung des Schiffes, dessen Schwimmlinie im Längssinne zu corrigieren, wenn durch Verbrauch von Consumartikeln (Proviant, Kohle oder Munition) eine ungünstige Lage der Wasserlinie eingetreten ist.

Die Structur des Gerippes besteht aus dem Verticalkiel und fünf Langbändern pro Seite, von denen das erste, dritte und fünfte wasserdicht sind. Die Querspanten sind intercostal eingesetzt und zwischen zwei Vollspanten je zwei bis drei Leerspanten angeordnet. Das fünfte Langband bezeichnet die Höhe des Zwischendecks und der Panzerunterkante. Bis zu dieser Höhe enthält das Schiff kein durchlaufendes Deck, nur ein Plattformdeck im Vor- und im Achterschiff sowie das gepanzerte

Zwischendeck, ebenfalls aus einem vorderen und einem getrennten Theil achter bestehend. Erst das über dem Gürtelseitenpanzer gelegene Mitteldeck läuft von vorne bis achter continuierlich, desgleichen die zwei darüber befindlichen Decke, das Batterie- und das Oberdeck.

Oberhalb des letzteren ist noch das Manöverdeck, es besteht aus einem Vorcastell und einer Hütte nebst zwei an den Bordseiten laufenden breiten Decktheilen, läſst also den Mitteltheil frei. Bewohnte Theile sind: das Batteriedeck und die Schiffsenden im Mitteldeck, ebenso die gedeckten Theile des Oberdecks. Hinsichtlich der Stabilitätsbedingungen läſst sich erkennen, daſs durch den hohen Freibord von 5·45 *m* bis zum Oberdeck mittschiffs ein ausreichender Grad von Stabilität garantiert ist, wozu eine reichliche Initialstabilität, repräsentiert durch eine Metacenterhöhe von 0·82 bis 1·02 *m* je nach der Zuladung, und gute Vertheilung der Gewichte hinzutreten.

Zur Milderung der Rollbewegungen ist pro Bordseite ein Kimmkiel von 650 *mm* Breite angebracht, und erstreckt sich dieser Bautheil über 47% der Schiffslänge.

Als Abschlüsse des Bauwerkes vorne und achter sind die zwei Steven eingebaut, von denen der vordere mit dem Rammbug ausgestattet ist und ein Gewicht von 23 Tonnen besitzt. Der Rammsteven ist in einem Stück aus weichem Stahl gegossen und stammt aus dem königl. ungarischen Stahlwerk Diósgyőr. Der Achtersteven ist bedeutend leichter, derselbe wurde in der Stahlguſshütte von E. Skoda in Pilsen in einem Stück gegossen und wiegt 13·6 Tonnen. Aus derselben Hütte stammen die beiden Wellenträger von je 6·2 Tonnen Gewicht und das Rudergerippe im Gewicht von 8 Tonnen. Die Pilsener Stahlgießerei, welche seit dem Bau S. M. Schiffes „Kaiserin und Königin Maria Theresia" für die k. und k. Kriegsmarine große Stahlgüsse liefert, hat in diesem Specialartikel einen hohen Grad von Routine erworben, so daſs sie auch für das Ausland Lieferungen effectuiert.

Der Schiffskörper ist aus weichem Fluſsstahl, nach dem Siemens-Martin-Herdproceſs gewonnen, erbaut, und beträgt das eingebaute Gewicht an Stahlmaterial etwas über 2400 Tonnen. Die kriegerischen Ereignisse der letzten Zeit, soweit hierbei Seegefechte in Betracht kommen, haben es als nothwendig erscheinen lassen, die Verwendung von flammbaren Materialien für den Kriegsschiffbau auszuschließen, demzufolge ist bei S. M. Schiff „Habsburg" und „Árpád" das Holz als constructiver Bautheil auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt und fast ganz zurückgedrängt worden. Dort, wo es noch als constructives Element auftritt, zur Beplankung der obersten Decke, als Rücklage für den Seitenpanzer und unter den Platten der Panzerquerwände, ist einerseits Rücksicht auf die bessere Wohnlichkeit und das bessere Aussehen des Schiffes genommen worden, andererseits ist die Holzunterlage unter dem Panzer einer Brandgefahr nicht ausgesetzt. Die Decke sind sämmtlich mit einer vollständigen Beplattung aus Stahlblechen ausgeführt, hierüber kommt beim Ober- und Manöverdeck eine Holzplankenlage, in den unteren

Decken Linoleum oder Corticine, in einzelnen Räumlichkeiten auch specielle Bodenbelagsarten aus Xylolith, Papirolith und Lapidith, zum Theil wird der Boden aus in Cement gebetteten Pflasterfliesen hergestellt.

Wie bereits gesagt wurde, ist sämmtliches Stahlmaterial für diese Schiffe von österreichisch-ungarischen Werken geliefert worden, insbesondere sind es die Eisenwerke Witkowitz, Donawitz, Neuberg, Teplitz, Assling, Kladno sowie Diósgyör und Zólyom-Brezó, welche mit Materiallieferungen beschäftigt waren und durchaus tadellose Erzeugnisse boten, deren gute Eigenschaften eigentlich erst während der Bearbeitung und Formgebung nach den durch die Schiffsgestalt veranlassten doppelt gekrümmten Flächen so recht zur Geltung kamen. Die eingelieferten Bleche, vom dünnen Schottblech von 4 *mm* an bis zum Panzerbelagsblech von 50 *mm*, entsprachen insgesammt den vereinbarten Bedingungen, und wurden andererseits die schweren Bleche für den Mitteldecksbelag und für die Panzerrücklage in solchen Dimensionen hergestellt, dass die Anzahl der Stöße und Nahten auf ein Minimum reduciert wurde.

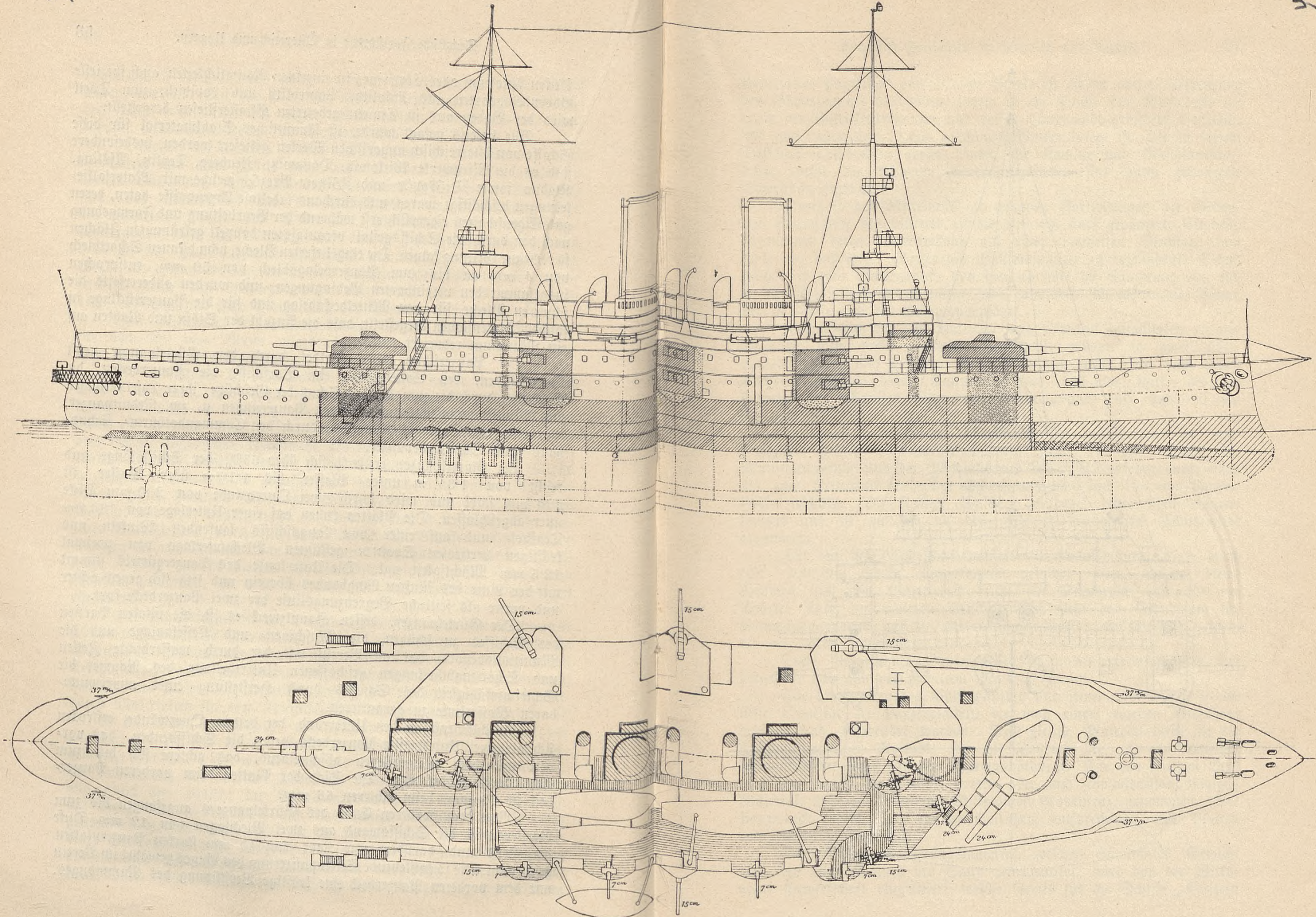
Der Panzerschutz wird gebildet durch den Gürtelpanzer nebst Querwänden, den Seitenpanzer im Vorschiff, die Panzerdecken, die Citadelle, durch die zum localen Schutz der Geschütze, ihrer Lafettierungen und Munitionsaufzüge angeordneten Panzerungen u. zw. Reduitpanzer, Barbette- und Thurmschachtpanzer, durch den Commandothurm-, Schutzhaus- und Schutzrohrpanzer.

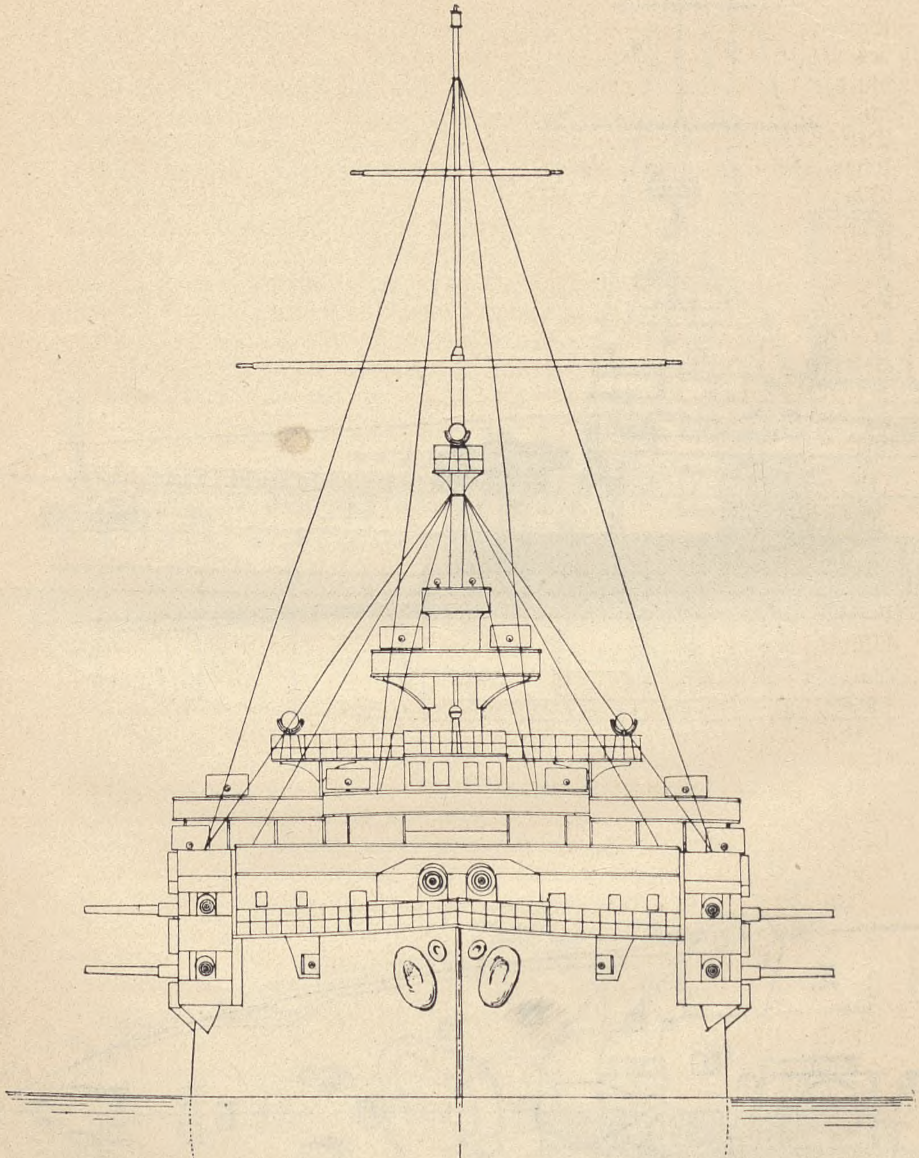
Der Gürtelpanzer erstreckt sich über 63% der Schiffslänge und reicht von 1·35 *m* unter Wasser bis 1·1 *m* über Wasser, ist 220 *mm* stark und wird durch zwei Querwände von 200 *mm* Dicke quer abgeschlossen. Die Platten ruhen auf einer Unterlage von 180 *mm* Teakholz und auf einer von langsschiffs laufenden Winkeln und kräftigen verticalen Spanten gestützten Blechunterlage von zweimal 12·5 *mm* Mächtigkeit auf. Die Unterkante des Panzergürtels stimmt mit der Linie des fünften Langbandes überein und setzt sich gegen achter und vorne als seitliche Begrenzungslinie der zwei Panzerdecke fort.

Der Gürtelpanzer, dessen Hauptzweck es ist, die vitalen Partien des Schiffes zu schützen, die Maschinen- und Kesselanlage und die Munitionsdepots, hat im Verein mit der durch wasserdichte Zellen und Schottenabtheilungen geschaffenen Untertheilung des Raumes die Schwimmfähigkeit des Schiffes durch Herstellung einer unverwundbaren Wasserlinie zu garantieren.

Anschließend an den Unterrand der beiden Querwände, erstrecken sich die zwei Unterwasser-Panzerdecks gegen die Schiffsenden, das vordere mit dem Rammsteven abschneidend, das achtere sich bis zum Achtersteven hindehnend. Die Dicke der Platten beim vorderen Panzerdeck ist 60 *mm*, beim achteren 66 *mm*.

Von dem vorderen Ende des Gürtelpanzers angefangen bis zum Vorsteven ist die Schiffswand aus zwei Blechlagen von 12 *mm* Dicke hergestellt und darüber eine Lage von 40 *mm* starken Panzerplatten geschraubt. Die so entstehende Seitenpanzerung des Buges gewährt im Verein mit dem vorderen Panzerdeck eine kräftige Verstützung des Rammbuges.


15 cm
37 mm
24 cm
7 cm



Ein drittes Panzerdeck von 40 *mm* Stärke ist an der oberen Begrenzung des Gürtelpanzers vorhanden, indem in der Flucht des Mitteldecks die durch den Gürtelseitenpanzer und dessen Querwände gebildete Deckfläche mit zwei Lagen von 20 *mm* mächtigen Platten belegt ist. Die in diesem Decktheil angebrachten großen Lucken für Kamine und Maschinenscheilichter nebst den kleineren Niedergangslucken sind durch gepanzerte Scherstöcke geschützt.

Oberhalb des Mitteldecks, in genauen Fortsetzungen der Seiten- und Querwände des Gürtels, ist die 100 *mm* stark gepanzerte Citadelle angeordnet, deren Seitenwände auf einer doppelten Blechlage von 12·5 *mm* aufliegen. Dieser als Minimalpanzer zu bezeichnende Schutz reicht bis zum Batteriedeck, von hier an hört die Panzerung auf, sich an die Schiffsformen zu halten, und entwickelt sich als localer Schutz der Artillerie und der Commandoplätze.

Zum Schutz der auf Batterie- und Oberdeck installierten 15 *cm*-Geschütze sind zwölf Reduits hergestellt, wovon je zwei übereinander stehen und je Raum für ein Geschütz bieten. Die nach außen gekehrten Seiten dieser Casematten sind 135 *mm* stark, die im Innern des Schiffes liegenden Casemattwände 60 und 80 *mm* dick gehalten.

Die auf den freien Oberdeckstheilen installierten 24 *cm*-Geschütze stehen in Barbettethürmen von 210 *mm* Dicke, die Munitionszufuhr und der Mechanismus der Lafette werden durch einen bis zum Mitteldeck reichenden Schacht von 180 und 135 *mm* Panzerstärke geschützt. Die kleinere Artillerie entbehrt eines fixen Panzerschutzes und ist auf die an den Lafetten befindlichen Schutzschilde angewiesen.

Der auf dem Castelldeck postierte Commandothurm wird durch eine 200 *mm* starke Panzerwand gebildet, vom Boden dieses Raumes bis zum Batteriedeck reicht ein Schutzrohr von 150 *mm* Stärke. Unter der achteren Brücke endlich steht das Schutzhaus für Commandoapparate, aus 100 *mm* mächtigen Platten construiert, mit einem 50 *mm* dicken Schutzrohr.

Diese ausgedehnte Panzeranlage ist in der mannigfachsten Art hergestellt und aus verschiedenem Material gebaut.

Für die Platten des Gürtelpanzers und seiner Querwände ist die beste Qualität der Panzerplatten, die nach einem eigenen Verfahren gehärtet sind, verwendet worden. Das gleiche Material dient für die Außenplatten der Reduits, für die Thürme der 24 *cm* und für deren Schächte sowie für den Commandothurm. Für den übrigen Verticalpanzer wurde ein weniger hartes, aber auch sehr widerstandsfähiges Material, 8%iger Nickelstahl Witkowitzer Provenienz, genommen. Die Panzerdecke endlich sind aus gewöhnlichen, entsprechend dicken Platten von Flussstahl hergestellt.

Sämmtliches Panzerungsmaterial, welches ein totales Gewicht von circa 2250 Tonnen pro Schiff repräsentiert, wird von der Witkowitzer Gewerkschaft eingeliefert, welche bereits für die Schiffe „Kaiserin

und Königin Maria Theresia", „Wien", „Monarch", „Budapest" und „Kaiser Karl VI." die erforderlichen Panzerplatten erzeugt und behufs Fabrication des harten Panzers für Gürtel und Thürme zu S. M. Schiff „Habsburg" specielle und kostspielige Einrichtungen getroffen hat.

Nach den defensiven Kriegsmitteln kommen nunmehr die Angriffsmittel des Schiffes zur Sprache, vor allem die einen Bautheil des Schiffes bildende mächtige Ramme, welche durch eine besondere Formgebung des Schiffsbuges zu einem äußerst widerstandsfähigen Widder ausgestaltet und durch die schon erwähnten Panzerungen, desgleichen durch zwei 50 *mm* starke Bugbänder sehr kräftig gestützt ist.

Die Bestückung des Schiffes besteht aus drei 24 *cm*-Geschützen L/40, aus zwölf 15 *cm*-Schnelladekanonen L/40, zehn 7 *cm*-Schnellfeuerkanonen L/90 und zwölf 37 *mm* schweren automatischen Schnellfeuerkanonen, überdies aus vier 8 *mm*-Gewehrmitrailleusen, somit im ganzen 41 Kanonen. Zwei von den 24 *cm*-Geschützen sind als Zwillingsgeschütze im vorderen Barbettethurm, das dritte ist im achteren Barbettethurm installiert. Die Backsung, Höhenrichtung und der Munitionstransport erfolgen mittelst elektrischer Kraftübertragung, nebenbei sind noch Einrichtungen zum Handbetrieb getroffen.

Die zwölf 15 *cm*-Geschütze, System Skoda, stehen je in einem der Reduits auf Batterie- und Oberdeck, feuern durch Minimalscharten, und können je vier Geschütze nach vorne und achter in der Kielrichtung gewandt werden. Die aus den Reduits in die Munitionskammern direct führenden Munitionsauflangerohre sind für elektrischen Munitionstransport und entsprechend der Feuergeschwindigkeit von acht Schuss pro Minute eingerichtet.

Die Feuerhöhe dieser mittleren Geschütze ist eine ausreichende, um auch bei unruhiger See von denselben Gebrauch machen zu können; die Rohrachsen der unteren Batterie stehen 4·6 *m* über Wasser, jene der oberen Batterie 6·8 *m* über der Constructions-Wasserlinie, die Feuerhöhe der 24 *cm*-Geschütze dagegen beträgt 7·5 bis 7·9 *m* über dem Wasser. Die kleincalibrigen Geschütze sind frei auf Deck und auf den Brücken installiert, die 8 *mm*-Mitrailleusen stehen zu zweien in den Marsen der beiden Masten. Es können außer zwei 24 *cm*- und vier 15 *cm*-Geschützen noch zwei 7 *cm* und acht 37 *mm* automatische Geschütze nebst den zwei Gewehrmitrailleusen in der Bugrichtung feuern, wogegen das Heckfeuer aus einer 24 *cm*, aus vier 15 *cm*, vier 7 *cm* und vier 37 *mm* automatischen Kanonen nebst zwei Gewehrmitrailleusen besteht. Das Breitseitfeuer ist ein noch mächtigeres.

Die Torpedoarmierung besteht aus zwei Unterwasser-Lancierrohren für Whitehead-Torpedos.

Einen wesentlichen Bestandtheil des Schiffes bildet der mechanische Treibapparat, die Kessel- und Maschinenanlage.

Es sind 16 Belleville-Kessel in zwei Kesselräumen installiert, welche bei einer totalen Rostfläche von 79·5 m^2 und einer Gesammtheizfläche von 2821 m^2 genügend Dampf von 21 kg/cm^2 Spannung zum Betrieb der Haupt- und Hilfsmaschinenanlage liefern. Der hoch

gespannte Kesseldampf wird jedoch nicht unverändert in der Maschine verwendet, sondern auf 17·5 *kg/cm*² reduciert und erleidet für die Hilfsdampfleitung eine Reduction auf 11 *kg/cm*².

Jede Kesselgruppe hat einen Kamin von 2·9 *m* Durchmesser und 24·5 *m* Höhe über den Rosten.

In jedem der vier Heizräume sind zwei Ventilatoren installiert, zum Überbordschaffen der Asche dienen vier See'sche hydraulische Aschenejectoren, zu deren Bedienung zwei Dampfpumpen bestimmt sind. Letztere sind auch in die allgemeine Feuerlösch- und Drainageleitung mit einbezogen.

Die zwei Hauptmaschinen sind dreistufige Expansionsmaschinen mit vier Cylindern und zwar einem Hochdruckcylinder von 760 *mm* Durchmesser, einem Mitteldruckcylinder von 1240 *mm* Durchmesser und zwei Niederdruckcylindern von je 1430 *mm* Durchmesser; der allen gemeinsame Hub beträgt 950 *mm*. Die Reihenfolge ist von vorne nach achter: Niederdruck-, Hochdruck-, Mitteldruck- und Niederdruckcylinder. Die Pleuelstangen sind 1900 *mm* lang. Die Drehung der Maschinenwellen erfolgt über oben gegen mittschiffs, die Reihenfolge der Kurbeln ist: Hochdruck-, Mitteldruck-, vordere Niederdruck-, achtere Niederdruckkurbel — alles für den Vorwärtsgang gemeint. Die Steuerung ist eine Schiebersteuerung mit Stephenson'schem Schleifbogen; die Thrustfläche beträgt pro Wellenleitung 11.750 *cm*². Die Wellen verlassen durch die Stevenrohrstopfbüchse den Maschinenraum und treten in Wellenrohre ein; daselbst sind sie dreimal gelagert, verlassen die Wellenrohre hinter den Wellenträgern und enden mit den zwei dreiflügeligen Schrauben von 4880 *mm* Durchmesser und einer Steigung von ebensoviel.

Die abgewickelte Fläche sämmtlicher sechs Flügel beträgt 5·488 *m*² und ist für eine Leistung von 11.900 *ind. e* bei circa 136 minutlichen Umdrehungen berechnet.

Der von den Niederdruckcylindern austretende Dampf gelangt in die zwei Oberflächen-Condensatoren von je 700 *m*² Kühlfläche, das zur Kühlung nothwendige Seewasser wird von zwei Centrifugalpumpen mit eigenen Dampfantriebsmaschinen geliefert.

Neben dieser Hauptmaschinenanlage sind an Bord S. M. Schiffes „Habsburg" noch die Hilfsmaschinen für die mannigfaltigsten Bestimmungen installiert und müssen von den Kesseln mit Dampf gespeist werden. Die Nebenmaschinen dienen einerseits für Zwecke der Hauptmaschinen (Pumpen, Ventilatoren), andererseits für seemännische Zwecke (Dampfsteuerapparate, Ankerlichtmaschinen, Bootswinden, Sodpumpen), für die Elektroanlage als Dynamomaschinen, zur Gewinnung von Süßwasser aus Seewasser; endlich haben die Kessel den Dampf für die Küchen, Bäder und für die Heizanlage zu liefern. Alle diese Hilfsdampfleitungen sind von den Hauptleitungen getrennt und haben einen eigenen Hilfscondensator von 160 *m*² Kühlfläche.

Die zum Betrieb der Maschinenanlage erforderliche Kohle ist theils unter, theils über dem Mitteldeck gestaut und beträgt insgesammt 840 *t*, also mehr als 10% des Constructionsdeplacements. Diese ausgedehnten

Kohlenräume bedürfen specieller Einrichtungen, um die Kohle auf die schnellstmögliche Art einzuschiffen, dieselbe in den Kohlendepots mit möglichst geringem Arbeitsaufwand zu stauen und sie im Bedarfsfalle auf die Feuerplätze zu bringen. Nachdem hierbei in vielfacher Weise Durchbrechungen von wasserdichten Schotten oder wasserdichten Decken vorkommen, so sind Vorsichtsmaßregeln und Controlvorrichtungen nothwendig, um ein unbeabsichtigtes Offenbleiben einer Kohlenpforte, einer Kohlenthür 2c. zu verhüten. Die Einschiffung der Kohle geschieht entweder durch seitliche Pforten oder durch Lucken mit Rohrleitungen von den Decken nach den Depots.

Die Ausstattung S. M. Schiffes „Habsburg" in seemännischer Beziehung begreift zunächst das Steuerruder und den Dampfsteuerapparat in sich: es ist ein theilweise ausbalanciertes Steuerruder installiert von 21·8 m^2 Oberfläche, entsprechend $^1/_{33}$ der Längensection. Dasselbe kann pro Seite um 34° umgelegt werden, zur Ausführung dieser Bewegung dient der Harfield'sche Pinnenapparat, dessen Einrichtung bei einer wechselnden Übersetzung von Handrad auf die gekrümmte Zahnschiene der Pinne von 52 im Anfang der Bewegung bis 126 am Schluss des Ruderausschlages es ermöglicht, das Ruder in 30 Secunden von Backbord an Bord bis Steuerbord an Bord bei voller Fahrt des Schiffes umzudrehen. Die zwei Dampfsteuermaschinen sind im Hauptmaschinenraum untergebracht, je eine 94 *mm* starke Transmissionswelle geht pro Bordseite zum Steuerraum, woselbst die als Aushilfe bei mäßiger Fahrtgeschwindigkeit fungierenden Handsteuerräder aufgestellt sind. Durch geeignete Kuppelungen kann man die eine oder die andere der vorhandenen Maschinen oder die Handsteuerung mit dem Pinnenmechanismus verbinden.

Außer von den genannten Steuerstationen bei den zwei Dampfsteuerapparaten im Maschinenraum kann noch von sechs anderen Punkten des Schiffes gesteuert werden. Es ist eine weitverzweigte Transmissionsanlage durch das ganze Schiff geführt, so dass bei Beschädigungen einzelner Theile andere, intacte Leitungen eingeschaltet werden können.

Die ganze Anlage, sowohl Pinnenanlage als auch Maschinen und Transmissionen, sind unter Panzerschutz bis auf die letzten Ausläufer, welche über den Commandothurm hinaus auf die Brücken reichen.

Das Schiff führt zwei Hauptanker von je 5000 *kg* Gewicht, nach dem System Tyzak ohne Ankerstock und in die Klüsen einziehbar hergestellt. Hierzu kommt je eine Ankerkette von 57 *mm* Durchmesser, welche im Raum unter dem Panzerdeck gestaut ist. Der zugehörige Ankerlichtapparat stammt von der Firma Harfield und besteht aus einer zweicylindrigen liegenden Dampfmaschine, welche noch bei $6^1/_4$ *kg/cm*² Überdruck ihre Aufgabe bewältigen muss. Diese Maschine treibt mittelst Kegelrad- und Wurmübersetzungen zwei kleinere Kettenspille und ein großes Gangspill, letzteres ist auch für Handbetrieb eingerichtet.

Die großen Ankerklüsen, von denen jede 6000 *kg* wiegt, sind ein Erzeugnis des Hüttenwerkes Diósgyör, ebenso die zwei kleineren, Vertäuzwecken dienenden Klüsen.

Für Landungen und zum Verkehr mit der Küste sind 14 Boote bestimmt, davon ein Vedetteboot von 15 *m* Länge und 12 *t* Gewicht und eine normalmäßige Dampfbarcasse. Diese Boote sind auf das Manöverdeck postiert und mittelst Drehkrahnen aussetzbar. Die Bedienung derselben versehen die vier auf Deck installierten Dampfwinden.

Eine rasche und sichere Befehlsübermittlung besorgen die in den Commandoplätzen convergierenden Sprachrohre nach bewährten schallisolierenden Mustern und eine weitverzweigte Telephonanlage.

Die Elektricität für die Innen- und Außenbordbeleuchtung, für den Betrieb der Ventilatoren und zur Bedienung der 24 *cm*-Geschütze sowie für den Munitionstransport dieser und der 15 *cm*-Geschütze liefert eine elektrische Centralanlage, bestehend aus sechs Dynamomaschinen, welche Gleichstrom und Drehstrom abgeben können und unter Panzerschutz installiert sind.

Das Schiff führt auf den Brücken, Gallerien und Plattformen zusammen sechs Scheinwerfer.

Obwohl das Schiff in erster und hauptsächlichster Linie für den Kampf bestimmt ist, so muſste es doch andererseits dem Constructeur desselben angelegen sein, für seine Bewohner eine gute, bequeme und behagliche Unterkunft zu schaffen. Die zur Unterkunft von Stab und Mannschaft auf S. M. Schiff „Habsburg" vorhandenen Räume werden dieses Desideratum in vollstem Maße erfüllen. Das Batteriedeck ist das eigentliche Wohndeck, daselbst liegen die Wohnungen des Schiffscommandanten und der höheren Officiere sowie ausgedehnte Mannschaftsubicationen. Vom Mitteldeck bewohnt der Stab den achteren Theil, der vordere Decktheil enthält Mannschaftsräume. Im Batteriedeck sind die Messen nebst ihren Anrichtkammern, die Küchen für Commandant, Stab, Unterofficiere und Mannschaft, im Mitteldeck eine Wäschereinigungs- und Trockenanlage, desgleichen zahlreiche Wasch- und Badecabinen situiert.

Zur Erwärmung der einzelnen Räume ist eine ausgebreitete Niederdruck-Dampfheizung in Aussicht genommen, welche genügend leistungsfähig ist, um die Temperatur auf 20 bis 25° C. zu erhöhen. Zur Kühlhaltung der Speisen und Getränke ist eine Kühlkammer und eine Kaltluftmaschine installiert.

Das nothwendige Trinkwasser liefert eine Destillieranlage von 7000 *l* Leistungsfähigkeit in 24 Stunden. Die Vertheilung des Süßwassers sowie des für Bäder und andere Zwecke erforderlichen Seewassers geschieht durch die Süß- und Seewasserleitung, deren Rohrnetz das ganze Schiff umfasst, einerseits mit den Trinkwassercisternen, andererseits mit den Anrichtkammern, Brunnen, Bädern 2c. in Verbindung gebracht ist und durch eine eigene Pumpenanlage betrieben wird. Neben dieser Wasserleitung besteht noch eine andere, kräftigere Leitung für Seewasser, die Feuerspritzenleitung, welche das Wasser zum Deckwaschen, ebenso für eventuelle Brände liefert. Letztere Leitung wird von sechs Dampfpumpen gespeist und ist in alle Schiffsräume verzweigt.

Die zahlreichen Dampfleitungen und sonstigen Wärmequellen sowie die abgeschlossenen Räume verlangen eine ausgiebige Lufter-

neuerung, und dementsprechend ist die Ventilationsanlage des Schiffes hergestellt: die unteren Räume werden mittelst elektrischer Ventilatoren, die oberen durch die natürliche Zuströmung der Luft ventiliert. Für die Maschinen- und Kesselräume sind Ventilatoren mit Dampfantrieb projectiert. In der Regel tritt die frische Luft durch eine bis auf Deck ausmündende Windleitung in die Ventilatoren, die irrespirable Luft verläfst den Raum durch die vorhandenen Lucken und sonstigen Öffnungen, in besonderen Fällen sind auch eigene Ableitungen der verdorbenen Luft mittelst Ventilatoren vorgesehen. Die Unverletzbarkeit der Panzerdecke, desgleichen der wasserdichten Schotten bietet der Führung der Ventilationscanäle viele Schwierigkeiten, und sind namentlich die von Dampfmaschinen oder Dampfleitungen occupierten Räume, nicht minder die Proviantvorrathsräume in den Bereich einer reichlichen Lufterneuerung gezogen.

In den Wohnräumen geschieht der Luftwechsel durch die Öffnungen der Seitenlichter auf natürlichem Wege; dort wo dieselben voraussichtlich wegen Seegang nicht offen gelassen werden können, sind Seitenlichter mit automatischer Ventilationseinrichtung und Wasserabschluss vorgesehen.

Es wurden im Verlaufe des Baues alle sich darbietenden Gelegenheiten benützt, um die neuesten Fortschritte und Verbesserungen in geeigneter Weise zu verwerten: ein Vergleich mit den Schiffbauten früherer Zeit läfst insbesondere in der Ausgestaltung der der Wohnlichkeit an Bord dienenden Einrichtungen einen großen Schritt nach vorwärts erkennen. In dem Maße, als sich die heimische Industrie an der Lieferung von speciellen maritimtechnischen Gegenständen der Schiffsausrüstung und Ausstattung betheiligt und dem Schiffbau Verständnis und geschäftliche Vortheile abgewinnt, wird sich auch die allgemeine Aufmerksamkeit für den Schiffbau im Binnenlande heben und so zur Förderung des Interesses an der Marine beitragen.

Nach dem Stapellaufe verbleibt das Schiff noch circa 18 Monate auf der Werfte behufs Finalisierung des Baues, Anbringung der noch fehlenden Panzerung, behufs Einrichtung, Aus- und Zurüstung, endlich um den Maschinencomplex zu montieren.

Nach Fertigmontierung der von der Maschinenfabrik S. Andrea des „Stabilimento tecnico triestino" entworfenen und ausgeführten Maschinen erfolgt die Erprobung des ganzen Complexes und anschließend die Vornahme der officiellen Schiffsprobefahrten, wobei das Schiff 18·5 Knoten pro Stunde bei 11.900 *ind. e* erreichen soll.

Dem äußeren Ansehen nach werden sich S. M. Schiffe „Habsburg" und „Árpád" im fertigen Zustande sehr stattlich darstellen und einen nicht nur kräftigen, sondern auch zeitgemäßen Zuwachs unserer vaterländischen Kriegsflotte bilden. Als dritte Einheit wird binnen Jahresfrist ein weiterer Repräsentant der in Rede stehenden Schiffsclasse, S. M. Schiff „Babenberg", in die Fluten gleiten — möge es diesen Trägern erlauchter Namen beschieden sein, die roth-weiß-rothe Flagge mit neuen Ehren zu bereichern! —Ny—

Österreichische und Ungarische Bibliographie.

Mittheilungen der kais. königl. Geographischen Gesellschaft in Wien. Redacteur: Priv.-Doc. Dr. August Böhm Edler von Böhmersheim. Band XLIV, Nummer 3 und 4. Wien 1901. Außerordentliche Versammlung am 16. Jänner 1901. — Monatsversammlung am 22. Jänner 1901. — Außerordentliche Versammlung am 19. Februar 1901. — Monatsversammlung am 26. Februar 1901. — H. Anschütz-Kaempfe: Das europäische Eismeer und ein neuer Expeditionsplan nach dem Nordpole. — V. v. Łoziński: Die chemische Denudation — ein Chronometer der geologischen Zeitrechnung. — Literaturbericht.

Abhandlungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. Redigiert von Priv.-Doc. Dr. August Böhm Edlen von Böhmersheim. III. Band, 1901. Nummer 3. Wien 1901. Nr. 3. Ludwig Coellen: Der Gegensatz in den außertropischen Klimaten der continentalen West- und Ostküsten auf der Nordhemisphäre. (Mit 4 Textfiguren.)

Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Herausgegeben von der Gesellschaft. Redigiert von A. Handlirsch, k. k. Custos-Adjunct am naturhistorischen Hofmuseum. LI. Band, Jahrgang 1901. 4. Heft. Mit 5 Abbildungen im Texte. Bericht über die ordentliche General-versammlung am 1. März 1901. — Bericht über die Feier des 50jährigen Bestandes der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft am 30. März 1901. — Krauß Dr. H. A.: Beitrag zur Kenntnis der Orthopteren Deutsch-Südwestafrikas. — Brunnthaler Josef: Die coloniebildenden Dinobryon-Arten (Subgenus Cudinobryon Lauterborn). (Mit 5 Abbildungen im Texte.)

Botanik und Zoologie in Österreich in den Jahren 1850 bis 1900. Festschrift, herausgegeben von der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft anläfslich der Feier ihres fünfzigjährigen Bestandes. Mit 38 Tafeln und 9 Abbildungen im Texte. Wien 1901. Einleitung. — A. Geschichte der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft. Von Hofrath Dr. K. Brunner v. Wattenwyl. — B. Geschichte der Institute und Corporationen, welche in Österreich von 1850 bis 1900 der Pflege der Botanik und Zoologie dienten. Von Prof. Dr. Karl Fritsch (Graz). — C. Geschichte der Botanik in Österreich von 1850 bis 1900. I. Die Entwicklung der Pflanzengeographie in Österreich während der Jahre 1850 bis 1900. Von Prof. Dr. G. Ritter von Mannagetta (Prag). II. Die Entwicklung der Morphologie, Entwicklungsgeschichte und Systematik der Kryptogamen in Österreich von 1850 bis 1900. Unter Mitwirkung von Dr. K. v. Keißler und Dr. F. Krasser; verfasst von Custos Dr. Alexander Zahlbruckner (Wien). III. Die Entwicklung der Morphologie, Entwicklungsgeschichte und Systematik der Phanerogamen in Österreich von 1850 bis 1900. Von Prof. Dr. R. v. Wettstein (Wien). IV. Entwicklung der Anatomie und Physiologie der Pflanzen in Österreich von 1850 bis 1900. Von Prof. Dr. A. Burgerstein (Wien). — D. Geschichte der Zoologie in Österreich von 1850 bis 1900. I. Morphologisch-systematische Richtung mit Einschluss der Biologie und Thiergeographie. Einleitung. Von A. Handlirsch. 1. Protozoën, Coelenteraten, Echi-

nodermen, Würmer. Bearbeitet von Hofrath Dr. L. v. Graff (Turbellarien, Myzostomiden), Prof. Dr. R. v. Lendenfeld (Spongien), Custos Dr. E. v. Marenzeller. 2. Molluskoideen. Von Dr. R. Sturany. 3. Arthropoden. a) Crustaceen. Von Dr. Ad. Steuer. b) Arachnoiden. Von Dr. A. Penther. c) Myriopoden. Von Dr. Karl Graf Attems. d) Insecten. Einleitung. Apterygogenea. Ephemeriden. Odonaten. Plecopteren. Von A. Handlirsch. Orthopteren und Dermapteren. Von Hofrath Dr. K. Brunner v. Wattenwyl. Corrodentien. Thysanopteren. Rhynchoten. Neuropteren. Panorpaten. Trichopteren. Von A. Handlirsch. Lepidopteren. Von Dr. H. Rebel. Dipteren. Von Prof. Dr. Fr. Brauer. Siphonopteren. Von A. Handlirsch. Coleopteren. Von Custos Ludwig Ganglbauer. Hymenopteren. Von Custos Fr. Fr. Kohl. 4. Molluskeu und Tunicaten. Von Dr. R. Sturany. 5. Vertebraten. a) Fische. Von Hofrath Dr. Fr. Steindachner. b) Amphibien und Reptilien. Von Custos Friedrich Siebenrock. c) Vögel. d) Säugethiere. Von Custos Dr. Ludwig v. Lorenz-Liburnau. II. Morphologische und physiologische Richtung. Von Prof. Dr. Karl Grobben. — E. Die naturhistorischen Programmaufsätze der österreichischen Unterrichtsanstalten. (Mit eigenen Registern.) Zusammengestellt von Prof. Dr. K. W. v. Dalla Torre (Innsbruck). — Namensregister.

Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Redactionscomité: Hofrath Prof. Dr. Karl Toldt (Vorsitzender), Regierungsrath Franz Heger, Sectionschef Arthur Frh. v. Hohenbruck, Custos Josef Szombathy, Hofrath Prof. Dr. Emil Zuckerkandl. Redacteur: Dr. Wilhelm Hein. XXX. Band. (Der neuen Folge XX. Band.) Mit 248 Textillustrationen und 6 Tafeln. Wien 1900. Bancalari Gustav: Forschungen und Studien über das Haus. VI. Volksmäßige Benennungen der Geräthe. — Penka Karl: Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten. — Reinecke Dr. P.: Brandgräber vom Beginne der Hallstattzeit aus den östlichen Alpenländern und die Chronologie des Grabfeldes von Hallstatt. (Mit 3 Textillustrationen.) — Grabhügelfund von Jaschewa in Serbien. (Mit 2 Textillustrationen.) — Hoernes Dr. Moriz: Bronzen aus Wien und Umgebung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum und die Bronzezeit Niederösterreichs im allgemeinen. (Mit 4 Tafeln und 2 Abbildungen im Texte.) — Weißbach Dr. A.: Die Deutschen Kärntens. — Bünker J. R.: Typen von Dorffluren an der dreifachen Grenze von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark. (Mit 7 Kartenbildern im Texte.) — Fuchs Karl: Magyarische Grabpfähle. (Mit 18 Textfiguren.) — Miske Kálmán Freiherr von: Hochhenklige Gefäße von Velem-St. Veit. (Mit einer Tafel.) — Teutsch Julius: Prähistorische Funde aus dem Burzenlande. (Mit einer Farbentafel und 157 Textfiguren.) — Chlingensperg auf Berg Dr. Max von: Entgegnung auf Paul Reineckes Publication „Studien über Denkmäler des früheren Mittelalters." — Kleine Mittheilungen. Blümml E. K.: Vier Pestmittel des 18. Jahrhunderts. (Ein Beitrag zur Volksmedicin.) — Bouchal Leo: Bezoarsteine in Indonesien. — Noch einige Belegstellen für Geophagie in Indonesien und Melanesien. — Hein Dr. W.: Victor de Stuers 25jähriges Jubiläum. — Mazegger Dr. E. B.: Fundbericht aus Kaltern in Südtirol. — Richter Dr. E.: Zur Pflege urgeschichtlicher und volkskundlicher Forschungen im Alpengebiete. — Eine diluviale Fundstelle in Mauthausen. — Ernennung von Conservatoren. — Ernennung Sir John Lubbocks zur Pairswürde. — Internationaler Congress der Prähistoriker. — Literaturberichte. — Nekrologe. — Sitzungsberichte.

Monatsblatt der kais. kön. heraldischen Gesellschaft „Adler". Herausgeber: K. k. heraldische Gesellschaft „Adler". Verantwortl. Redacteur: Dr. J. B. Witting. Nr. 247. V. Bd., Nr. 7. Wien 1901. Mittheilungen der Gesellschaft. — Fingerzeig für Freunde der Epitaphik. — Die Freiherren von Hohenberg. — Literatur. — Anfragen.

Monatsblatt der numismatischen Gesellschaft in Wien. Nr. 209. V. Band (Nr. 12), December. Wien 1900. Einladung. — Bericht über den internationalen numismatischen Congress in Paris. — Ordentliche Versammlung der numismatischen Gesellschaft am 14. November 1900. — Aus der Vorstandssitzung vom 5. December 1900. — Numismatische Literatur. — Besprechungen. — Münzfunde. — Verschiedenes. — Anzeigen.

Österreichische und Ungarische Dichterhalle.

An die Narcisse.

Klagenfurt.

Von Ernst Rauscher.

Sei mir gegrüßt, Narcisse!
Dich liebt' ich schon als Kind
Vor allen Blumen immer,
Soviele ihrer sind.
Zwar schöner ist die Rose,
Und reichre Düfte weh'n
Aus ihrem üpp'gen Schoße,
Das muss ich frei gestehn.
Die Nelke und das Veilchen,
Manch andre Blüte auch
Besieget Dich beiweitem
An Farb' und süßem Hauch.
Doch keine athmet Unschuld
So ahnungsmild, so zart
Wie Du — es ist ein Duften
Ganz unsagbarer Art.
Wenn Du auf Deinem Stengel
Dich wiegst im Sonnenschein
Mit Deinen Blättern, glänzend
Wie Silber weiß und rein:
Umfängt mir Herz und Sinne
Ein sel'ger Lenzeswahn,
Als schaut' mich meine Kindheit
Mit stillen Augen an.

Im „giardino pubblico" zu Venedig.

Von Demselben.

O, wie's um alle Wege
Hier mailich grünt und blüht,
Der Sonne Kuss die rege,
Lebend'ge Luft durchglüht!
Durch das Gezweige schlüpfen
Die Vögel wohlgemuth,
Und goldne Funken hüpfen
Auf der Lagune Flut.
Und in den Gondeln gleiten,
Umspielt von lauer Luft,
Und auf den Wegen schreiten,
Umhaucht von süßem Duft:
Vermählt im Lenz der Jahre
Zur wonnigen Frühlingszeit,
Viel' blühende Liebespaare
In seliger Trunkenheit.

Mährische Volkslieder.[1])

Brünn. Aus dem Čechischen übersetzt von Oskar Beer.

Zum süßen Duft des Rosmarins
Steck' ich mein Näschen gern,
Doch wonnesamer duftete
Der Jüngling aus der Fern'.
Es fiel, es fiel ein kalter Thau
In jener stummen Nacht,
Da hinter meinem Liebsten ich
Die Thür hab' zugemacht:
So eisig kalt,
Dass nicht so bald
Ich seiner werd' vergessen;
Den Trennungsschmerz,
Mein armes Herz,
Kannst Du, nur Du ermessen!

Eine alte dürre Tanne
Hier im Garten sich erhebt:
Wirst mein Frauchen, liebe Kleine,
Bis sie grünend sich belebt!

---

[1]) Frant. Sušil: „Moravské Národní písně", Nr. 203, 218, 361.

Ach, wie soll der Baum denn grünen,
Da die Wurzel längst verdorrt?
Willst mich wahrlich fürder missen,
Brichst gar schnöde mir das Wort!
Kommst Du einst in jenen Garten,
Der die dürre Tanne barg,
Findest Dornen Du und Disteln,
Meiner Liebe frühen Sarg.
Bangigkeit, fort mußt Du, schwinden!
Allenfalls die Klage greint:
Einen Liebsten hatt' ich einstmals,
Der es übel mir vermeint!

Was für Röthe steigt da drüben auf?
Wär' es eine Blume, lenkt' ich hin den Lauf.
Irrthum! Keine Blume! Liebster dort erscheint:
Drum die rothe Landschaft, weil er's ehrlich meint!
Was für eine Röthe steigt da drüben auf?
Flugs, wärst Du 'ne Rose, nähm' ich Dich in Kauf.
Irrthum! Keine Rose! Dort die Liebste weint:
Drum die rothe Landschaft, weil sie's ehrlich meint!

Noch nicht!

Wien. Von Hermann Hango.

Die Straße wandr' ich durch den Wald
Bei Abendflammenschein,
Das Schlummerlied der Vögel schallt —
Ergeben sollt' ich sein.
Sollt' zählen meiner Stunden Schlag
Und wissen, nun ist Zeit,
Was ich nicht fand den einen Tag,
Vorbei in Ewigkeit!
Doch ist mir nicht, wie Gott es will:
„Du sollst nun schlafen gehn,"
's ist in mir noch nicht abendstill,
Mein Glück soll noch geschehn!
Als wie ein Knab' so voller Traum
Durchwandr' ich noch Dein Reich,
Das Herz wie dunkler Waldessaum
Halbwacher Lieder reich.

Nicht Todesmahnung hört mein Ohr,
Nur Flüstern heiß und sacht
Den Weg entlang, den Wald empor:
„Komm zu mir diese Nacht!“

Abdrücke.

Wien. Von Franz Herold.

Sieh, eingedrückt dem kalten Steine
Gestorbner Pflanze Blüt' und Blatt:
Wer ahnt, wie sie im Sonnenscheine
Gefühlt, geblüht, geduftet hat?
Und dieses Liedchen, eingedrücket
Der todten Sprach', ein winzig Blatt —
Wer ahnt, ob es mein Herz beglücket,
Ob es mein Herz zerrissen hat!

Amalie.[1])

Von **Hans Grasberger.**

Wien.

Rath Ägydius wirft einen Blick in den Spiegel und scheint mit sich zufrieden.

Er reibt sich die feinen Hände und lächelt vergnügt.

Seine Gestalt ist schlank und schmiegsam geblieben; indem er im Gemach auf und nieder schreitet, wiegt er sich in seinem sicheren Gange.

Er ist in Erwartung, er trägt Reisekleider, und der September ist kein verlässlicher Sommermonat mehr. Es ist früh am Morgen.

Noch immer ist er der junge, der schöne Rath; ob sich Bart und Haar auch schon etwas verfärbt, sein Aussehen gewinnt nur an coloristischem Reiz für Maler- und Frauenaugen.

Horcht man aufs Gerede der Welt, so hat ihn Schürzengunst vorwärts gebracht. Aber einem hübschen Mann verzeiht man viel, ein hübscher Mann wagt ungestraft, und zudem steht ja seine fachmännische Tüchtigkeit außer Zweifel.

Und er ist nicht zum Philister herabgesunken. Seine ehemaligen Gönnerinnen anerkennen es, und ihrer jede fühlt sich durch diesen Umstand geschmeichelt.

---

[1]) Verfasst 1896 und vom Verblichenen selbst kurz vor seinem Tode ihr freundlichst zur Veröffentlichung überlassen. Die Red.

Seine Junggesellenwohnung gilt für geschmackvoll, für weichlich und auch, dank ihren Ausgängen auf zwei verschiedene Treppen, für einfach schlau wie ein Fuchsbau; und so erblickt man in ihm einen Frauenverehrer, einen Lebenskünstler, einen Lüstling, je nach der glimpflicheren oder gröberen Auffassung der Beurtheiler.

Für gewöhnlich speist er auswärts, wobei die Güte der Küche den Ausschlag gibt. Er hält sich nur einen Diener und lässt es nicht gern zum Wechsel kommen. Daher ist er seinem Burschen ein nachsichtiger Herr, daher lohnt er dessen Verschwiegenheit, daher erhält selbst der abgethane zu ihm noch unschwer Zutritt.

Gibt er Gesellschaften, so vertritt die Tante Rosalia die Würde des Hauses. Sie ist eine alte Witwe, ist unansehnlich von Gestalt, ist aber heiteren Wesens, sie weiß sich zu benehmen, denn sie war schon Dame, als ihr Neffe noch abenteuerte, um aufzusteigen, um Geltung zu erlangen. Auch für sie ist er der Stolz der Familie. Sie ist voll Nachsicht gegen ihn; sie erblickt an ihm nur Schwächen, die den Flecken der Sonne vergleichbar.

Das Urtheil anderer über sein Privatleben geht allerdings stark auseinander. Ernstere Collegen finden es einfach unwürdig und meiden seine Gesellschaft. Junge, lockere Gesellen bestaunen, beneiden sein Glück und seine Geschicklichkeit; ihnen ist er ein unerreichbares Vorbild. Arme Schlucker, die vergleichsweise nur durchs Schnörkelthor in die Herrlichkeit des Fracks sehen, erzählen sich förmliche Romane über seinen Verkehr mit dem schönen Geschlecht und trauen ihm Taschenspielerkünste zu, die verwickeltsten Schwierigkeiten zu lösen. Und jene egoistischen Schwächlinge, denen die Diät alles, Philosophie und Moral ist, meinen: Der Mann hat recht; er nützt seine Gesundheit, er lebt sich aus . . .

Der Rath zieht etwas ungeduldig die Taschenuhr; in diesem Augenblicke pocht es aber auch schon an die Thür.

Auf sein vornehmes „Herrein“ naht der Erwartete unter Bücklingen.

Es ist Dr. Athanasius Winkler.

Die beiden verhalten sich zueinander wie Gönner und Schützling. Man könnte auch sagen wie Edeltanne und Krummholz.

Des ersteren Nicken ist gnädig, aber sein Blick drückt ironisches Wohlgefallen aus.

Des anderen Gestalt ist eben zu wunderlich. Er ist gedrungen und nicht viel größer als ein Berggnom. Der geschickteste Schneider hat nichts Rechtes aus ihm zu machen verstanden. Er bleckt unbewusst die Zähne, und da sein Gebiss kräftig, erinnert er an einen Nussknacker. Seine Wangen sind röther als die einer Almerin beim Tanze.

„Winkler, Sie kommen spät!“ beginnt der Mäcen.

„Nicht doch, Herr Rath! Die mir gütigst anberaumte Stunde muss gerade erst geschlagen haben.“

So der reisefertige Schützling.

„Mag sein; ein glücklicher Bräutigam könnte aber feuriger sein.“

Das ist süß und boshaft gesprochen.

Desto demüthiger lautet die Antwort:

„O, ich weiß die glänzende Verbindung, weiß Ihre gütige Vermittlung dankbar zu würdigen!"

„Es steht auch nur bei Ihnen, an mir einen Freund und angenehmen Schwager zu haben."

Der junge Mensch grinst verständnisvoll, lächelt auf seine Art gefügige Zustimmung.

Anderes hat der Rath gar nicht erwartet. Denn er berührt sofort eine andere Seite der gemeinsamen Angelegenheit, indem er bemerkt:

„Woher unserer Amalie doch nur die romantische Grille kommt, sich in einem entlegenen Gebirgswinkel trauen zu lassen? Ein modisches Mädchenpensionat sollte dergleichen beizeiten unterdrücken. Aber vielleicht erklärt der Reiz des Gegensatzes diese Schwärmerei; draußen in Sachsen hat sie wenig Natur um sich gehabt. Sie kennen bereits das Nest? Sie waren ja dort."

„Über Sonntag, ja, Herr Rath, jedoch bloß einige Stunden, ich musste zur Hin- und zur Rückfahrt die Nacht benützen. Mein Ansuchen um einen kurzen Urlaub ist vergebens gewesen."

„Der kommt Ihnen jetzt desto besser zustatten. Es ist nicht Aufgabe des Dienstes, Brautfahrten und Hochzeitsreisen zu begünstigen. Genug, dass Ihnen Venedig winkt, bisher mindestens ein beliebtes Stelldichein aller Jungvermählten. Doch auch in dieser Beziehung kann Wandel geschaffen werden. Vielleicht zieht man demnächst mit heißem Herzen ins Bärenland und in die Eisberge. Vorläufig ist es aber noch gar nicht übel, sich in der schwarzen Gondel hinter dem wenig gelüfteten Vorhang einem frischen, warmen Leben zur Seite von der Lagune wiegen zu lassen. Ich kenne das und möcht' es immer wieder versuchen."

Das klang grausam für den armen Gnom und enthüllte mehr als nöthig die Absichten seines Meisters. Der Rath lenkte denn auch, nachdem er sich an der schlecht verhehlten Glut des übel bestellten Schützlings mit überlegenem Selbstgefühle geweidet hatte, geschäftlicher ein:

„Sie haben die kirchlichen Formalitäten geordnet, haben Ihre Siebensachen bereits an die Bahn gebracht? Wann kommen wir an?"

„Ich habe das Meinige gethan, Herr Rath! Die Endstation erreichen wir nicht vor 10½ Uhr. Der Wagen nach Maria Rast braucht dann noch eine gute Stunde. Brief und Telegramm sind voraus. Ist der Abend schön, so lohnt ein kleiner Spaziergang in den Park. Ihr Absteigquartier im geräumigen Gasthaus stößt an die Zimmer Ihres Mündels — so wünschten Sie es ja? Die finanziellen Dinge haben Sie sich ausdrücklich vorbehalten."

„Selbstverständlich! Der Vormund weiß, dass er der großjährig gewordenen Nichte Rechnung zu legen hat. Nun, sie kann zufrieden sein. Eine schöne junge Lebensgefährtin, eine vermögende dazu: Winkler, Sie sind ein Sonntagskind!"

Also Lebensgefährtin, nicht Frau, nicht Weib! Der Rath hatte wohl überdacht, was ihm selbst schmeichelte und dem andern weh thun musste, so süß es auch klang.

„Brechen wir auf!" schloss der Gewaltige die Unterhaltung.

Ein Fiaker brachte die beiden an den Bahnhof. Da trennten sich aber ihre Sitze. Der hohe Functionär hatte freie Fahrt und ließ sich ein Coupé erster Classe öffnen. Er hätte seinen künftigen „Schwager" füglich mit hinein nehmen können. Doch absichtlich nein! Der Gnom mochte zweiter oder dritter Classe mitfahren.

Winkler fühlte die Kränkung, andererseits war es ihm indes ein Bedürfnis, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Diese sind durchaus nicht unterwürfiger Natur. Im Gegentheile, der junge Mann knirscht mit seinen stattlichen Zähnen; es kocht in ihm, als sollte er bersten vor Wuth.

Alter Geck, parfumierter Sünder, sagt er sich, ich soll eine spanische Wand abgeben für Deine Schliche? Da kennst Du mich schlecht. Ich will eine unübersteigliche Wand aufrichten zwischen Dir und uns. Cave canem, der haushütet, und der sich den Knochen nicht wieder entreißen läſst, den er hat!

Ei freilich, es handelt sich um einen guten Bissen, und Du bist leckermäulig. Du sollst jedoch in einen sauren Apfel beißen, dass Dir die Zähne lang werden — gleich mir.

Weiß Gott, ich bin ein geschlagener Mensch, aber zum Wurm unter Deinem Fuße bin ich doch zu gut. Und ich steche Dich der Schlange gleich in die Ferse, wenn Du mich trittst . . .

Wie Amalie denkt? Gewiss, sie kann keinen Adonis in mir erblicken; aber ich kann treu sein, kann ihr ein Freund, eine Stütze sein, und sie hat Geld! Das Geld dagegen kann und wird uns beide frei machen von diesem moralischen Würger. Eine natürliche Bundesgenossenschaft, das! Und der uns gegenübersteht, ist ein feiger Wicht, der nur wagt, weil ihm noch keine Mannesfaust unter die Nase gefahren. Der Sieg wird uns nicht fehlen.

Und was sich weiter daraus entwickelt? Wenigstens, dass jeder Theil seiner Wege gehen kann, Wege, die sicherlich nicht in die alte, elende Abhängigkeit zurückführen . . . Freund und Schwager will er mir sein, der Heuchler. Seine Freundschaft hat sich gerade mich, mit grausam verletzender Wahl den ästhetischen Krüppel, zu einem kupplerischen Werkzeug auserſehen. Ich durchschaue seine Tücke: ich soll der Schatten sein, von dem sich sein übertragener Liebreiz wirksam abhebt.

Wohl, diese Rechnung steht bei ihm; dass sie stimme, braucht nicht meine Sorge zu sein. Der aufdringliche Schwager aber, der hat noch gute Weile. Den werde ich mir vom Halse zu schaffen wissen; denn das Hausrecht steht mir zu . . . Wird Amalie Ja sagen? Und wenn, mit welchen Hintergedanken? Sie sieht vielleicht jetzt schon an mir vorbei, und ich darf ihr's kaum verdenken. Sie will unabhängig sein; an dem Titel und an der freieren Bewegung der Frau ist ihr gelegen. Ich kann ihr indes auf Schritt und Tritt den Weg verrammeln, kann ungemüthlich

werden, kann den Herrn hervorkehren. Auf jeden Fall musst Du Dich mit mir abfinden, stolze Schöne! Und wenn ich auch zugebe, dass wir kein passendes Paar sind, wenn ich mich auch noch so billig finden lasse: Geld wird es Dich kosten, Geld, von mir loszukommen! Denn ich will meine Zukunft neu zimmern, sollt' ich immerhin da oder dort von vorne anfangen müssen; ich will dem sauberen Rath dreist die Stirn bieten und seiner kindischen Anschläge spotten können ...

So calculiert der Zweit- oder Drittclassige während der Fahrt zu seiner Braut. Er ist gewiss eine geradere Natur als sein Herr und Meister, aber doch nur ein Plebejer, da er Recht und Manneswürde für verkäuflich hält, und sein Grimm ist eine Erdscholle, die sich aufrichtet, Berg zu werden.

Der Rath, der feine Cigarren raucht, vom Zugspersonale unterthänig gegrüßt wird und die näher rückende, anwachsende Bergwelt hie und da eines aufmerksameren Blickes würdigt, beschäftigt sich nicht viel mit dem zurückgesetzten Reisegenossen. Ihn hat er völlig in seiner Hand, ihn kann er fahren lassen und in das Nichts zurückstoßen, seiner wird und kann sich niemand anderer annehmen; seine traurige Gestalt steht ihm überall im Wege. Aber — und das zuckt dem geschmeidigen Herrn plötzlich durch den Sinn — derlei elementare Naturen, derlei Halbcretins können unversehens äußerst zudringlich, ganz bestialisch zudringl.ch werden. Dagegen muss vorgekehrt werden, und thut es nicht gut, nun, so muss Winkler vom Traualtar weg in sein Amt zurück, von amtswegen! Und somit wäre der unbequeme Nebenbuhler erledigt.

Und Amalie? Der Frauenkenner rechnet auf das Brautfieber, rechnet auf die ungestüme Sehnsucht reifer Mädchen nach dem großen Unbekannten, das sich ihnen und dem sie sich erschließen sollen, rechnet auf seine Liebenswürdigkeit, auf seine Übung in derlei Dingen. Zwischen Winkler und Ägydius gestellt, kann ein kluges Mädchen im Zweifel sein, das soeben das Recht erlangt hat, den ersten Schritt ins Leben zu thun?

Der Rath fühlt sich seiner Sache sicher. Die angehende Weltdame, mit ihm wird sie ihre Primizien begehen, hier im Gebirge wie auf der wiegenden Lagune, und sie soll keine schlechte Schule durchmachen ...

Unter derlei Gedanken lehnt sich der junge, der schöne Rath behaglich zurück und hängt Erinnerungen nach. Diese sind einem Reigen lachender, scherzender, kosender Frauen vergleichbar, die sich aber bei näherem Zusehen in reizende Gruppen sondern. Hier leuchtet von der schmalen Stirn volle Unbefangenheit, dort gibt es gesenktere Blicke; noch herbe Grazie auf der einen und schwellende Formen auf der anderen Seite; einige nähern sich mit vertrauender Zärtlichkeit, während andere zu fliehen, zu widerstreben scheinen; diese schlingen sich mit beiden Händen Blumen ins Haar, als schmückten sie ein Opfer, und jene verbergen die Rechte, weil sie beringt ist, und vor dem strafenden, spottenden Blick manch einer bebt der schwelgende Beschauer plötzlich zurück.

Der Mann ist aber ebenso eitel und oberflächlich als feig. Dort aus dem Hintergrunde stiert das schlangenumringelte Medusenhaupt vor — er will's nicht sehen. Hier locken von scheiternder Klippe Sirenen — er wendet den Blick, um ihrer garstigen Fischschwänze nicht gewahr zu werden. Er war zeitlebens gewissenlos genug, sich das Unangenehme vom Leibe zu halten und nach dem Reizenden zu langen.

O Amalie, auf welche Gruppe hast Du Anwartschaft?

Der Name Maria Rast kommt mehreren Örtlein im Gebirge zu, und es bleibe im ganzen unentschieden, welches hier gemeint ist. Vorzeiten ein kleiner, aber lebhafter Wallfahrtsort, kam dem Dorfe die einschichtige Lage zustatten, denn wandernde Andacht liebt nicht breite Wege und bürdet sich gern einige Beschwerde auf. Seit einigen Jahren von Sommersiedlern besucht, möchte nun Maria Rast den „unteren" wie den „oberen" Bahnhof näher haben, denn beide liegen stundenweit entfernt; doch der Schienenweg hält die stark bevölkerte Thalsohle inne und hat nicht Lust, in den Gebirgswinkel abzuzweigen.

Die alte Wallfahrtsherberge hat sich in ein geräumiges Hotel guten Tiroler Gepräges verwandelt. Das behagliche Dach schattet vor; ein putziges „Chörl" ladet an passender Stelle aus und hat ein Blumenfenster; der Schwebegang an der Morgenseite mit dem geschnitzten Geländer hat die Breite einer Terrasse; die Zimmer sind zwar etwas kasernenartig aneinander gereiht, aber zwischen den beiden Fluchten liegt ein lichter, wandelbahnähnlicher Vorraum; für nachbarliche Berührung der zeitweiligen Insassen ist daher gesorgt — auch das Plaudergeflüster, auch die Neugierde, wer da, wer dort haust, was da, was dort drinnen vorgeht, findet's bequem. O, man weiß gar nicht, welche kleinstädtischen Bedürfnisse das Stadtvolk auf dem Lande oft verräth!

In der großen Küche ist's spiegelblank und hantieren schmucke Mägde auf den Wink der Wirtin. Die „Zimmerin" oder Stubenmagd ist kurz angebunden, aber flink und hält auf Reinlichkeit.

Der Speisesaal ist eng genug, um seitwärts keine Leeren fühlbar zu machen; er ist getäfelt, es sitzt sich gemüthlich drin beim dunklen Tropfen Tiroler oder beim rothbraunen Glas Bayrisch. Anstoßend ist noch ein weiß getünchter zweiter Raum für Gäste, die zurückgezogen speisen wollen, oder für die Jugend, die an Regentagen gern darin tollt.

In diesem Alpenhotel wohnt die Braut Amalie mit Tante Rosalia nun schon die eine und die andere Woche, Amalie im Erkerstübchen und die alte Dame im Zimmer davor. Sie sind die „längste" Partei im Hause, und ihr Gehaben läßt auf absichtliche Zurückhaltung schließen — nicht in schroffer Weise, was Rosalia betrifft, denn sie ist freundlich, ist aufmerksam auch für andere, ist lebhaft und gesellig, ohne sich etwas zu vergeben.

Anders Amalie; sie ist ablehnend und will für sich sein. Aber ihre Selbstsicherheit, ihr Stolz kleiden sie gut. Und was hätte man ihrer Jugend und Schönheit nicht alles verziehen!

Andere Parteien sind ein preußischer Commerzienrath mit den Seinen, die sich insgesammt als solche fühlen, eine kleine, stark essende Münchener Bürgerfamilie, eine alte alleinstehende Baronin, die schwer hört und gerne aufhorcht — alles übrige sind fahrende Gäste, die im bunten Wechsel kommen und gehen.

Die Kirche liegt auf einer Anhöhe und überblickt das ganze Örtlein mit seinen Giebeln und Baumgruppen, seinen Wegen und Zäunen. Sie ist zweithürmig, hat eine Stufenvorlage, und innen spielen verbleichende Fresken und goldenes Barockgeschnörkel ineinander. Sie verdankt ihre jetzige Gestalt wohl derselben Herrschaft, welche sich auf höherem, abgekehrtem Punkte das prunkende Schlösschen erbaut hat; denn damals giengen Weltfreudigkeit und Andacht Hand in Hand, und eine ausladende Überschwenglichkeit bekleidete das im Grunde abgemessene, steife Wesen; Faltenwurf und Umständlichkeit waren Stil.

Die Herrschaften litten am Zipperlein und an Vapeurs, vertrugen aber den Zug und ließen sich's am einseitig erglühenden Kamin genügen; sie liebten große Treppen, stattliche Räume und kannten noch nicht die wohnliche Bequemlichkeit. Begreiflich, dass es der jetzige Schlossherr, ein junger Baron, der auf Freiersfüßen geht, anders haben will. Schon im vorigen Sommer begann Herr Architekt Klieber, von der Schulbank her mit dem Baron befreundet, mehr Comfort, Zeitgeschmack und Hurtigkeit in dessen Schlösschen zu zaubern. Die heutigen Herrschaften wollen weniger Diener, dafür mehr und schleunigeren Dienst. Daher vertreten den einstigen Glockenzug gar mannigfache mechanische Tasten und Fühler. Die Arbeiten gehen heuer zu Ende, und man erzählt sich Wunder an Feinheit und Sinnigkeit davon. Der Baron bevorzugt diesen seinen Besitz, weil er von ihm aus ein ebenso schnelles Hinüber als Herüber hat, denn er liegt an der Reichsgrenze, und weil der Baron sich an den ausgedehnten Forsten erfreut, die sich dem Schlosse zu Füßen ausbreiten und es von den benachbarten Berghängen her würzig begrüßen. Die Aussicht beherrscht das weite Thal, lässt aber keine nahe Sichtung vermuthen.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.